Christliches Allerlei.

Gespräche, Selbstgespräche, Betrachtungen, Erzählungen und Geschichten, Sprichwörter und Lieder

von

Wilhelm Redenbacher,
evang. Pfarrer.

Aus den Jahren 1831 — 34.

Erstes Bändchen.

Nürnberg,
Verlag der Joh. Phil. Raw'schen Buchhandlung.
1844.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

Bauriedel'scher Druck.

Vorwort.

Da ich gegenwärtig Muße habe, wollte ich aus den vergriffenen ersten Jahrgängen des Nördlinger Sonntagsblattes, die ich redigirt, eine Auswahl solcher Stücke treffen, welche von mir selbst geschrieben sind, und das Ausgewählte, in einzelnen Partieen Umgearbeitete, in zwei Bändchen an's Licht treten lassen. Ich habe nur noch hinsichtlich der aufgenommenen Erzählungen und Geschichten zu bemerken, daß auch diese insofern mir näher angehören, als sie entweder von mir

selbst erfahren, oder doch eigenthümlich bearbeitet, oder wenigstens — was auch nur ein par kurze betrifft — aus ältern und fremden Schriften gezogen sind.

Gottes Gnade und Friede mit allen Lesern!

Nürnberg, den 8. Oktober 1844.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

1.	Die frommen Brüder am Neujahrsmorgen	Seite 1
2.	Christus, der Morgenstern	» 6
3.	Johann Weßel	» 8
4.	Christus am Oelberg	» 13
5.	Das elfte Gebot	» 19
6.	Jesus, Gottes Lamm	» 20
7.	Der Ostermorgen	» 21
8.	Von den Ostereiern	» 25
9.	Der Konfirmationstag	» 26
10.	Koligny's Tod	» 31
11.	Martha und Maria	» 34
12.	Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß	» 42
13.	Der Postknecht	» 43
14.	Fröhlich in Ehren, kann Niemand wehren	» 46
15.	Der Widerhall	» 47
16.	Machet nur die Augen auf	» 49
17.	Das Lebenswasser	» 54
18.	Die rettende Bibel	» 61
19.	Der Sonntag	» 62
20.	Das Alpenhorn	» 67

21. Das Taglöhnersweib .... Seite 68
22. Franziska Romana .... = 75
23. Göttliche Behütung .... = 76
24. Peter Parseval .... = 80
25. Hans und Veit oder der unfruchtbare Feigenbaum .... = 85
26. Das sind allzuböse Bissen, an denen die Gäste erwürgen müssen .... = 93
27. Vom reichen Thoren .... = 95
28. Mammonsmacht .... = 103
29. Die ehrliche Alte im Salzachthal .... = 104
30. Ein ungerechter Pfenning frißt zehn gerechte = 108
31. Wie ein Knabe von der Diebslust kurirt wird = 110
32. Der Spätherbst .... = 115
33. Glück und Glas — Wie bald bricht das! .. = 119
34. Das Gleichniß vom Fischzug .... = 122
35. Die goldnen Forellen .... = 128
36. Viel Pfennige machen auch einen Thaler ... = 130
37. Der Heiduck .... = 131
38. Der Weihnachtsabend .... = 134
39. Das Gemslein .... = 140
40. Der Sylvesterabend .... = 145

1.

Die frommen Brüder am Neujahrsmorgen.

(Gottfried und Christian, zwei Verwalterssöhne, stehen auf einer Anhöhe und blicken zur Stadt hinab.)

Christian. Sei uns willkommen, du junges, frisches, schimmerndes Jahr! — Mein Bruder, die Natur schläft und ist doch lebendig; sie träumt einen silbernen Traum.

Gottfried. Wie sie so heiter unter uns liegt, die alte große Stadt, mit ihren blendend weißen Dächern, mit den vergoldeten Eisblumen ihrer Fenster, umkränzt von überzuckerten Bäumen, und ihre Rauchsäulen steigen zum hellblauen Himmel auf! Sie sieht ganz neu aus am Morgen des neuen Jahres.

Christian. O daß es auch im höhern Sinn heißen möchte: Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu worden! Aber ob das Jahr einmal um's andere sich verneut aus Gottes Gnadenschooße, so bleibt die alte Sünde, die alte Schuld, der alte Jammer.

Gottfried. Lieber Bruder! Der Herr hat sein Israel auch in dieser Stadt; und hat ein großes Volk darinnen.

Christian. Aber die dem Baal opfern, wie viel sind ihrer?

Gottfried. Komm, laß uns desto brünstiger für sie wünschen und beten. — O Stadt! Ein glückseliges Neues Jahr über dir, o Stadt!

Christian (lächelt mit feuchtem Auge). Gottes Gnade über deinen Mauern, meine Vaterstadt! Daß du bedenkest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet!

Gottfried. Daß du die Herrlichkeit des Eingebornen sehest und an den Namen glaubest, in dem wir selig werden!

Christian. Daß du Gott liebest und die Brüder mit heiliger Liebe, und die Götzen sammt ihren Gräueln von dir thust!

Gottfried. Daß es dir wohlgehe und lange lebest auf Erden!

Christian. Der Segen Gottes begleite deiner Hände Werk! Der Friede Gottes regiere in allen deinen Herzen!

Gottfried. Ihr hohen Kirchen, in euch töne und schalle das Wort des Lebens!

Christian. Ihr festen Häuser, in euch wohne die ernste Zucht der Ahnen und ihre fromme, gute Sitte!

Gottfried. Ihr armen Hütten, werdet reich in Gott!

Christian. Ihr stolzen Paläste, beugt euch in dem Namen seines Sohnes!

Gottfried. O meine Vaterstadt! Daß alle deine Männer aufheben heilige Hände sonder Zorn und Zweifel!

Christian. Daß deine Weiber sich schmücken mit sanftem und stillem Geist!

Gottfried. Daß deine Kinder aufwachsen wie die Oelzweige um deine Tische her!

Christian. Daß deine Alten, wie Simeon und Hanna, auf den Trost der Erlösung warten! — Mein Herz ist voll Friedensgrüßen über dir, o Stadt!

Gottfried (blickt auf die umliegenden Dörfer). Voll Segensgrüßen über euch, ihr trauten Dörfer!

Christian. Der Herr mit euch und seine herrliche Liebe, mit euch und mit euern Fluren!

Gottfried. Daß eure Brünnlein die Fülle quellen, und eure Anger voll Schafe seien, und eure Auen dicke stehen mit Korn!

Christian. Gott zähle euern Schweiß! Gott gebe euch eine friedliche, fröhliche Erndte!

Gottfried. Und reiche geistliche Gaben in himmlischen Gütern durch Christum!

Christian. Daß ihr von Luther den Glau-

ben, von Arndt die Gottseligkeit, von Otho die Himmelshoffnung lernet!

Gottfried. Daß ihr Gottes Wort höret und bewahret, und selig werdet!

Christian. Mein Herz ist voll Friedensgrüßen über euch, ihr stillen Dörfer!

Gottfried (blickt zu den fernen Bergen hinaus). Voll Segensgrüßen über dir, du ganzes Baierland! — Ueber deinem Fürsten, daß drei Sterne in seiner Krone prangen: Weisheit, Gerechtigkeit und Menschenliebe!

Christian. Und drei Namen an seiner Hüfte glänzen: Schützer des Evangeliums, Pfleger des Bürgerwohles, Vater des Vaterlands!

Gottfried. König der Könige, salb ihn mit heiligem Oele! Mit Freudenöl Ihn und die Königin und sein ganzes Haus!

Christian. Dein guter Geist mit den Unterthanen, daß sie Gott fürchten, und den König ehren, und mit stillem Wesen ihr Brod essen!

Gottfried. Dein mildes Auge über ihnen allen, daß keiner in Hunger und Kummer sich niederlege!

Christian. Großes deutsches Vaterland, alle deine Gauen umfaßt meine Liebe!

Christian. Theures deutsches Vaterland, Gottes Flügel bedecke dich!

Christian. Heiliger, Barmherziger, züchtige mit Maßen!

Gottfried. O mein Gott! Suche deinen Weinstock heim, den du gepflanzet hast!

Christian. Erbarm, erbarm dich über deine Christenkirche! Herr Zebaoth, laß leuchten dein Antlitz, so geneset sie!

Gottfried. Und über den grauen Bergen, und über den blauen Meeren vergiß der armen Heiden nicht!

Christian. Daß der Aufgang der Höhe erscheine über den Schatten des Todes!

Gottfried. Daß unser Herz weich werde über ihrem Elend, daß unser Herz froh werde, ihnen zu helfen!

Christian. Daß ihnen das Halljahr Gottes anbreche und die gnädige Zeit und der Tag des Heils!

Gottfried. Mein Herz ist voll Friedensgrüßen über dir, du Erdenrund!

Christian. Voll Segensgrüßen über euch, all' ihr Menschenkinder!

Gottfried. Herr, verkläre deine Welt!

Christian. Herr, Herr, mach' Alles neu!

Amen.

2.

Christus, der Morgenstern.

Mein Herz, das war ein dunkler Ort,
Und dunkler wurd' es immerfort,
Ich konnte nimmer trauen.
Ich hörte drinnen Sturmgebrüll,
Dann wurd' es wieder todtenstill, —
Da fing mir an zu grauen.

Ich las in einem alten Buch,
Und weinete dabei genug,
Und seufzte sehr nach Oben.
Da trat zu mir ein ernster Mann,
Der sprach mich aber freundlich an:
„Du wirst den Herrn noch loben."

Und wie er ging, noch selbe Nacht,
Als ich auf meinem Lager wacht',
Da ward's im Herzen helle.
Da gingst du auf, o Morgenstern,
O große Herrlichkeit des Herrn,
Des Lichtes ew'ge Quelle!

Herr Jesu Christ, dein Gnadenschein
Brach hell in meine Nacht herein
Mit frischem Morgenhauche.
Das waren keine Stürme wild, —
Mit Leben war das Herz erfüllt
Von deinem Gnadenauge.

O schöner, goldner Morgenstern!
Bald strahlst du nah, bald scheinst du fern,
Bald bist du trüb umhangen.
Doch ganz verloschen bist noch nicht,
Seit mir zuerst dein heilig Licht
Im Herzen aufgegangen.

Herr Jesu Christ, ich preise dich
Für diese Gnade ewiglich,
Du meines Lebens Wonne!
Mein Morgenstern, ich hoffe drauf,
Du steigst mir höher noch herauf
Als strahlenvolle Sonne.

3.

Johann Weßel.

In den Zeiten zunächst vor der Reformation brach aus der geistlichen Finsterniß manch heller tröstlicher Morgenstrahl hervor. So einer war Johann Weßel, auch Hermanni und Gansfort genannt. Er wurde 1419 zu Gröningen in den Niederlanden geboren, und das Kind zeigte frühe bei einem schwächlichen gebrechlichen Leib reiche Geistesgaben. Seine frühere Erziehung genoß er bei den „Brüdern des gemeinschaftlichen Lebens" zu Zwoll, unter denen noch wirkliche Frömmigkeit zu finden war; und wenn ihr Unterricht freilich auch mit vielen damals herrschenden Irrthümern getrübt war, so pflanzten sie doch fromme Gefühle recht tief in sein jugendliches Herz; und als er in reiferen Jahren auf der hohen Schule zu Köln studierte, da leitete ihn der heilige Geist zu der Quelle der Wahrheit, zu dem theuern Gotteswort, und leitete den redlichen Forscher immer weiter in die Wahrheit, die aus Gott ist.

Als er ein Mann und ein geistlich kräftiger Mann geworden war unter des lieben Gottes Segen, da zog er selber als Lehrer auf den berühmtesten

hohen Schulen umher. Er wollte anfangs Theologie oder Gottesgelahrtheit vortragen, aber weil er die Weihe zum geistlichen Amt nicht empfangen hatte, wurde ihm dieses nicht gestattet. So bequemte er sich denn, Philosophiam oder Weltweisheit zu lehren, aber nicht eine Weisheit dieser Welt, welche Thorheit vor Gott ist, sondern dieselbe Weisheit, nur bisweilen mit einigen lateinischen und spanischen Worten, welche der liebe Gott durch die Propheten und seinen eignen Sohn in diese Welt hereingeoffenbart hat. Wenigstens war dies der aufrichtige Wille unsres edlen Weßels, und wenn er wo noch abgeirrt ist, so entschuldigen wir ihn leicht, denn dazumal war ja fast die ganze Christenheit so weit in der Irre.

Indessen, das kann man nicht leugnen, dazumal waren doch gar manche Zähne und Mägen der dürren Rinden müde, womit die Schullehrer sie seither gespeist hatten, auch des schimmernden Schaumes überdrüßig, den ihnen die Priester darreichten, ich meine die saft- und kraftlose Weisheit in den gelehrten Schulen und die prachtvolle aber trost- und kraftleere Religion in den Kirchen; und sie sehnten sich nach einer wohlschmeckenden, nährenden und gesunden Seelenkost. Da denn der edle Weßel damit aufwarten konnte, dazu noch auf einem schönen polirten Teller, d. h. in feinen vortrefflichen Reden, so konnte es nicht anders kommen, als

daß man ihm aller Orten mit großer Lust und Begierde zuhörte.

Die Leute nannten ihn gar das Licht der Welt, das war aber sehr unvernünftig und schier gotteslästerlich, und Bruder Johann war keineswegs damit zufrieden, denn er war von Herzen demüthig und bescheiden. Er mochte sich höchstens mit einem Lämplein vergleichen, das der große Himmelsvater geformt und mit einem Docht von noch so ziemlicher niederländischer Wolle versehen, das der herrliche Gottessohn, das wahre Licht der Welt, an sich selber angezündet, und dem der gute Gottesgeist gütig Oel zugegossen hatte und noch zugieße, damit es hierunten mild und wohlthätig brenne, hie und da, eine Weile, absonderlich bei der dunkeln Nacht.

Fast sollte es uns aber wundern, daß selber der Papst Sixtus IV. diesem brennenden und scheinenden Lichtlein so geneigt war, sintemal man sonst in Rom von solchen Lichtern gleich einen gefährlichen Brand befürchtete. Doch nimmt man mit Grund an, daß es sich von Paris aus datirt, wo Sixtus IV. noch als Kardinal Franz de la Rovera mit Weßel zusammengelebt und genaue Bekanntschaft gemacht hat.

Als er nunmehr Papst war und auf dem hohen Stuhle saß, der die Königsthronen überragte, und auf einem Haupte die dreifache Krone glänz-

te, vor der die Fürsten der Erde sich beugten, da fiel sein Blick, unter den vielen, die seine Herrlichkeit umgaben, besonders gnädig auf den alten Freund Johann Weßel, der sich eben damals zu Rom befand. Und er verstattete ihm, sich eine besondere Gnade auszubitten. Ei, was war da sich auszubitten! Da gab es ganze geistliche Fürstenthümer voll zeitlicher Herrlichkeiten, Land und Leute, Geld und Gut, Bisthümer und Erzbisthümer, die der Papst zu verleihen hatte, da gab es sogar berühmte rothe Hüte, Kardinälshüte genannt, welche die Eigenschaft haben: die sie tragen sind die Ersten nach dem Papst, haben an all seinem Glanz und Reichthum den nächsten Antheil und die größte Hoffnung, selber einmal Papst zu werden. Einen solchen rothen Hut hätte sich Bruder Johann auch aufsetzen lassen können. Aber sein Sinn stand wo anders hin, die verborgenen Arme seiner Seele streckten sich wo andershin. Im großen Büchersaal des päpstlichen Palastes hatte er eine hebräische und eine griechische Bibel gewahrt, säuberlich auf Pergament geschrieben, mit schönen Einbänden. Damals, wo es noch keine gedruckten, sondern nur geschriebene gab, war die Bibel allerdings etwas theuer und nur selten in dem Besitz des einzelnen Mannes. Wie lange mochte sich wohl auch der fromme Weßel schon gesehnt haben, diesen höchsten Schatz des Lebens

zu besitzen. Er denkt und weiß nichts andres, er neigt sich ehrerbietig vor Sixto und spricht ungefähr also: Lieber heiliger Vater, will deine Gnade an deinem geringen Diener sich herrlich erweisen, siehe so gieb mir die zwei heiligen Bücher aus deiner Bibliotheka, daß sie mein Eigenthum seien, daß ich daraus lerne und selig werde." Darüber lachte der Papst, daß er doch nicht mehr verlangt hätte (als ob er hätte mehr, noch etwas Köstlicheres verlangen können); doch Weßel erwiederte, er bedürfe weiter nichts; und so gewährte ihm der Papst seine brünstige Bitte. Und Weßels Seele ward fröhlich und sein Geist sehr froh, und nahm die theuern heiligen Bücher, und gieng bald damit zurück nach dem winterlichen Gröningen, in die liebe Vaterstadt und in die stille Einsamkeit.

Da wurde er durch andächtiges Lesen und Lernen immer weiser und frommer; und ist selig im Herrn gestorben im Jahre des Heils 1489. Ist nicht auch die Rede davon, als er starb, sei sein verbleichendes Haupt auf der hebräischen Bibel gelegen, und die griechische habe er ans Herz gedrückt? Doch das ist ungewiß; soviel aber ist gewiß, daß er in Kopf und Herzen zuletzt fast die ganze Bibel, auf dem reinen Pergament der Liebe, in dem festen Einband des Glaubens und mit dem Goldschnitt der Hoffnung getragen hat.

4.

Christus am Oelberg.

(Gottfried und Christian, die Verwalterssöhne, schreiten in der Nacht an der Anhöhe hin.)

Christian. Es wird mir so wunderlich ums Herz, Gottfried! Da vor uns das Gut der Herrschaft mit dem langen dunklen Garten, drunten am Berg der schmale Erlenbach, und drüben die große stolze Stadt mit ihren Lichtern, — es ist mir, als ob unser Herr Christus von Jerusalem her über den Bach Kidron gienge und zu seinem schweren Leiden herauf nach Gethsemane wankte.

Gottfried. Wohl kann man sichs so vorstellen, lieber Bruder! Und uns ist die gestrige Passionspredigt noch frisch im Sinn: „Vom Dulder am Oelberg.“ Es war eine schwermüthige Predigt, aber sie hat mir doch wohlgethan. — Mach den Gattern sacht auf, daß nicht drüben im Schloß die Hunde Lärm schlagen. (Sie treten in den Garten, durch welchen ein Gang nach dem nahen Dorf, ihrem Aufenthalt, führt.) Sieh, Christian, gleich die Bänke am Eingang; da hat der Herr seine Jünger gelassen, da er sprach: **Setzet euch hie, bis daß ich dorthin gehe und bete.**

Christian. Ach, sie haben die andern nicht beneiden dürfen, die er weiter mit sich genommen hat, den Petrus, Jakobus und Johannes.

Gottfried. Merkwürdig ist's, die Drei, die seine große Herrlichkeit auf dem Berg der Verklärung geschaut haben, die haben auch seine große Noth im Leidensgarten mit ansehen sollen; — gleich als ob sich's wieder ausgleichen wollte.

Christian. Ihr armen, armen Apostel! Jetzt war's was anders, jetzt hieß es nicht, wie im Glanze Tabors: Herr, hie ist gut sein; willst du, so wollen wir Hütten bauen.

Gottfried. Wie bei den Eilfen damals, so machts der Herr noch heutzutage mit seinen Jüngern, in dieser eiteln Welt. Die Einen führt er tiefer mit sich in das Gethsemane der Trübsal hinein; den Andern weißt er nicht weit vom Eingang schon ein Bänklein der Ruhe. Aber wie er's macht, es ist allemal recht und gut.

(In solchem Gespräch kommen sie an einen runden Platz.)

Christian. Da laß uns ein wenig stehen, Bruder, und unsern frommen Gedanken nachhängen. Ei, wie ist der Ort so traurig! Wie die Weiden ihre langen dünnen Glieder niederhängen, als ob sie alle lieber in den Boden möchten! Und wie der Springbrunnen so einförmig und heimlich klagend niederplätschert. O mein Heiland! Da

fingst du an zu trauern, zu zittern und zu zagen; da wurde deine Seele betrübt bis in den Tod; da hat der starke Sohn Gottes Trost gesucht bei schwachen Menschenkindern. „Bleibet hie und wachet mit mir!" O Petrus, da hat der ewige Fels gebebt; o Jakob, da hat dein Stab eine Stütze bedurft; o Johannes, da hätte sich der Meister lieber an deine Brust gelegt!

Gottfried. Und sie haben ihm so wenig helfen können. Waren sie doch fast wie die Figuren am Springbrunnen dort, die immer schlafen. Doch das sei euch nicht zu Unehren gesagt, ihr guten Apostel! Wir wissen wohl, wie es heißt: Er fand sie schlafen vor Traurigkeit. Die Traurigkeit steigt oft aus dem Herzen auf wie ein schwerer Nebel, und wickelt Sinn und Gedanken ein.

Christian. Sieh dort einen Steinwurf hinauf, Gottfried! — Das einsame Hüttlein mit dem kleinen Kreuze drauf, und die schwarzen Fichten und die rauhen Felsbrocken herum. Es möchte einem wohl schauerlich werden. Dort fällt Er nieder auf sein Angesicht zu dreienmalen, auf den harten Boden; dort betet seine bange Seele, daß dieser Kelch vorübergehe; dort ringt er mit dem Tod und bricht in helles Geschrei und Thränen aus; dort fließt sein blutiger Schweiß hernieder, und röthet die Erde.

Gottfried. Du lieber, frommer Träumer. Sieh, es glänzt ja auch der Engel Gottes zu seiner Seite und stärkt ihn. Der Engel Gottes machts doch wieder freundlicher. Der Engel Gottes kommt gerne, wenn's in die tiefste Noth hinein geht, und bringt etwas von Himmel, daß man nicht gar drinnen vergeht. — Aber es ist hier alles so wunderbar. Hat nicht der Heiland sein bittres Leiden und Sterben klar vorausgesehen? Was betet er nun, als ob es könnte vielleicht noch anders sein: „Mein Vater, ist es möglich so gehe dieser Kelch an mir vorüber"? Aber ich habs wohl verstanden, was der Herr Pfarrer sagte, warum hier seine hellen Augen auf einen kleinen Augenblick umhüllt werden mußten.

Christian. (Schaut starr zu dem Hüttlein hinauf.) Warum, Gottfried?

Gottfried. Damit der Herr Jesus auch ein Vorbild sein könne, wie man beten soll, wenn man in eine dräuende Trübsal eintritt und nicht weiß, ob mitten durch die Tiefe des Elends oder nur so dran vorbei der Weg Gottes zum Himmel führt.

Christian. Ja, freilich! Damit wir auch den goldnen Spruch von ihm hören und an ihm selber lernen möchten: „Mein Vater, ist's nicht möglich, daß dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn, so geschehe dein Wille."

Ich muß nur klagen, daß ich ihn noch so wenig gelernt habe.

Gottfried. Noch eins hat die Predigt gar deutlich gemacht. Warum hat der Herr Christus solch große Traurigkeit, solch furchtbare Schrecken empfunden? Den wir doch in seinem ganzen Leben sonst nicht zittern sehen, den der Prophet mit dem Namen „Kraft und Held" bezeichnet. Es kann dieß unmöglich blose Angst vor dem leiblichen Leiden und Sterben gewesen sein; es hätten ihn ja sonst die schwachen Menschen beschämt, so viele Märtyrer, die mit festem Muthe und hoher Freudigkeit sich quälen und würgen ließen. Nein, mein Bruder! Das hat eine andere, tiefere Bedeutung. Das war die Angst der Seele, die die Sünde im Gericht Gottes macht, die uns Sünder treffen sollte, Röm. 2, 9., die aber Er an unsrer Statt barmherzig übernommen hat. Ach wie schwer liegt die Strafe auf Ihm, auch auf seiner Seele, auf daß wir Friede hätten!

Christian. (Reißt seinen Blick von jener Stelle los.) Laß uns von dannen, Gottfried! Mich däucht, es naht schon die ruchlose Rotte mit Fackeln, Schwertern und Stangen. Dieser schreckliche Judas verräth den Gesalbten Gottes mit einem Kuß! Diese rohen Henkersknechte fesseln seine heiligen Hände!

Gottfried. Besänftige dich, mein Bruder! Ihre Sünde war groß bis an den Himmel; — aber es ging ja alles zum Segen der Menschheit aus. Er hat sich selbst hingegeben zur Versöhnung der Welt. Er hat schwer gekämpft, heiß gerungen, unaussprechlich gelitten, aber, Christian! — auf daß wir Friede hätten. Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, das auch meine Sünde trägt, — nimm hin meinen Dank, nimm hin mein Herz, nimm hin mein Leben!

(Sie treten aus dem Garten.)

Christian (nach der Stadt zurückdeutend). Schau, Gottfried, den dicken Qualm über der Stadt. O Jerusalem, das sind deine Sünden!

Gottfried. Schau, Christian, die hellen Sterne über uns. O Jerusalem droben, das ist deine Herrlichkeit! Und der durch Leiden des Todes in jenes Heiligthum eingegangen ist und hat eine ewige Erlösung erfunden, der nimmt auch uns hinauf!

5.

Das elfte Gebot.

Hiob spricht Kap. 14, V. 41: „Wer will einen Reinen finden bei denen, da keiner rein ist?" Es ist gewißlich wahr, daß wir Sprößlinge aus Adams verderbtem Geblüt allesammt Sünden genug haben, und keiner vor dem heiligen gerechten Gott bestehen mag. Wer das nun nicht mit lachendem Leichtsinn, sondern mit Wehmuth gestehet, wer der Heiligung eifrig nachjagend doch mit Bekümmerniß bemerkt, daß die 10 Gebote ihn fortan unter die Augen schelten, der kann an dem elften Gebot eines Bergmanns sich wieder aufrichten.

Jener Bergmann nehmlich gab sich vor seinem Seelsorger vieler Sünden wider alle 10 Gebote schuldig, doch, fügte er hinzu, hielte er sich an das elfte Gebot, das wäre sein Trost. Der Prediger, welcher doch auch das erste Hauptstück kannte, wunderte sich des und fragte, wie er das meine? Da sprach der Bergmann:

„Das helf uns der Herr Jesus Christ,
Der unser Mittler worden ist!"

Das ist mein elftes Gebot. Des Mittlers und einigen Sündenträgers will ich mich trösten bis in den Tod, und damit fröhlich vor Gottes Thron erscheinen. (Nach Titius.)

*

6.

Jesus, Gottes Lamm.

Gottes Lamm! Mit stillem Tritte
Gehst du deine schwere Bahn,
Heilig in der Sünder Mitte
Gehst du Golgatha hinan.
Giebst dein Blut zum Lösegeld
Für die Schulden einer Welt.

Gottes Lamm! Wie trüb, wie trübe,
Sinkt auf Golgatha die Nacht!
Doch hat deine ew'ge Liebe
Treu das große Werk vollbracht,
Daß uns Sündern im Gericht
Nicht der Stab der Hoffnung bricht.

Gottes Lamm! Nimm unsre Thränen,
Unsern Dank und Lobgesang.
Hilf uns, deinen Friedenstönen
Folgen unser Lebenlang,
Bis wir einst in Salems Höh'n
Weißgeschmückt, mit Palmen steh'n.

7.

Der Ostermorgen.

Siegmund, ein schriftkundiger und christlichgesinnter Mann, geht in der Frühe des heiligen Osterfestes von seinem einsamen Hofe nach dem Kirchdorf. Unterwegs hält er folgendes Selbstgespräch:

„Nein, was ist das für ein Ostermorgen! Das Firmament prangt in Herrlichkeit, auf der Ferne liegt's wie ein seidenes Flortuch, und durch das Thal her wallt ein luftiger Lichtstrom, und alles ist hell und neu und frisch und lebendig.

Es steht alles auf und will den Auferstandenen begrüßen. Wie schon die Wiesen sich begrünen, und da und dort ein Glöcklein am dünnen Stängel schwankt, als wollt es zum heiligen Festtag läuten! Wie schon die Bäume quellen, und manche schon Palmen herausstrecken, weil der König der Ehren wieder in's Land der Lebendigen einzieht! Wie die Wasser wieder munter dahinlaufen und mit einander fröhlich plaudern, daß Gott aufgelöst hat die Schmerzen des Todes! (Apost. Gesch. 2, 24.) Und die Vögelein singen aus der Höhe, wie die Kinder von der Orgel mit ihren hellen Stimmen: O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Osterzeit!

Nein, es ist ein Leben, und eine Pracht und ein Regen und Bewegen! Thal auf und ab und von allen Bergen her wandern die Leute in ihrem schönsten Staat, und suchen Gottes Haus und das Freudenwort von der Auferstehung. Und die lieben Kinder hüpfen um sie herum, wie die Lämmer hüpfen; denn es ist Gottes Lamm wieder lebendig worden. Und die Wölklein am Himmel haben alle goldene Köpfe, als ob Engelein drauf schwämmen, und schaueten lächelnd zu ihnen herab und freueten sich mit ihnen.

War doch die Nacht so schauerlich! Wie hing das Gewölk so schwarz und schwer über meinem Berge, wie sauste der Sturm um meine Hütte! Und nun am Morgen ruhet die Welt im Glanz. Aber es darf so sein! Die Macht der Finsterniß hat auch gestürmt wider den Gesalbten Gottes; aber siehe, am Morgen der Auferstehung war alles verstummt, war alles zerstäubt vor dem Herrn, dem Ueberwinder.

Jesus Christus, ja du bist der Fürst des Lebens! Du warst todt, und siehe, du bist lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit. Du hast dem Tode die Macht genommen, nnd das Leben und ein unvergänglich Wesen an's Licht gebracht. Auch uns, auch uns, die wir an dich glauben, die wir auf dich hoffen! O theures, werthes Wort, o Gottestrost: Ich lebe, sprichst du, und ihr sollt auch leben! —

Was sind nun der Christen Särge? Verborgene Truhen sind sie, wo die Seele ihr altes, schweres Gewand niederlegt, und frei und leicht, mit Flügeln der Morgenröthe, in die Welt des Lichtes schwebt. Was sind nun der Christen Gräber? Ruhebettlein sind sie, wo der Leib von Staube eine Zeitlang schlummern, gleich als „in einer stillen Kammer des Erdentages Jammer verschlafen und vergessen soll;" Saatfelder sind sie, wo das Samenkorn des irdischen Leibes verwest und das edle Gewächs des himmlischen Leibes hervorbricht am grossen Tage der Auferstehung.

(Er kommt an den außer dem Dorfe liegenden Gottesacker.)

Wie heute das Todtenkirchlein schimmert, als ob schon das Morgenroth des letzten Tages in seine Fenster blitzete! Wie die Kreuze im Morgenduft stehen als lauter Siegesfahnen! Und aus den Gräbern treiben schon Hyacinthen und Aurikeln, als wollten die Gräber schon auseinanderbrechen!

Frommer Vater! Dein Grab wird auch schon grün von den Blumen, die dir die Hände deiner Kinder gepflanzt und ihre Augen begossen haben. Guter Vater! Wie manchen Winter wirst du noch da drunten verschlafen, bis das rechte Frühjahr kommt! Schlaf in Frieden! Es kommt, es kommt die Stunde, daß alle, die in den Gräbern sind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören und werden

hervorgehen, die da Gutes gethan haben zur Auferstehung des Lebens!

Guter, frommer Vater! Möcht' ich doch deine Lehren nimmermehr vergessen und deinem Vorgang nachfolgen, wie du deinem Erlöser nachgewandelt bist! Möcht' ich doch auch recht geistlich auferstehen! Ach, ich weiß es wohl: Gleichwie Christus ist auferwecket von den Todten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln.

Nun, Herr Jesu Christ, du Todesüberwinder! ich trau auf dich. Du wirst diesen Kirchgang, du wirst dein göttlich kräftig Wort, du wirst das schöne heilige Osterfest an meiner Seele dazu segnen. Daß alle Todesbande der Sünde zerspringen, und die Seele recht frei wird in der Freiheit der Gotteskinder!

(Man läutet im Dorfe.)

Horch, sie schlagen zusammen. Das ist kein Charfreitagsklang. Es läutet so hell und froh, wie wenn ein König nach schwerem Krieg mit Triumphgepräng in seine Hauptstadt kehrt.

O du selige,
O du fröhliche,
Gnadenbringende Osterzeit!
Welt lag in Banden,
Christ ist erstanden,
Freue, freue dich, o Christenheit!

8.

Von den Ostereiern.

Es ist eine uralte, noch in das erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung zurückgehende Sitte unter den Christen, daß man zur heiligen Osterzeit sich untereinander oder wenigstens den Kindern Eier schenkt. Auch der Schreiber dieses erinnert sich noch mit Wohlgefühl jener Zeiten seiner Kindheit, wo er und seine lieben Geschwister im väterlichen Garten die Nester suchen durften, darein ihnen, wie man sagte, der Hase gelegt hatte.

Was sollen aber die Ostereier bedeuten? Sie galten unsern christlichen Vorfahren als Sinnbilder der Auferstehung. Aus dem stillen reglosen Ei geht wunderbarerweise ein lebendiger Vogel hervor, — so stieg einst Christus in verklärter Gestalt aus dem stillen Grab in Josephs Garten; so werden einst aus unsern Gräbern geistliche Leiber auferstehen und wie mit Vogelschwingen dem kommenden Herrn in der Luft entgegen schweben. Das ist die einfache Bedeutung der Ostereier. Die alten Christen erinnerten einander auch, indem sie sich die Eier reichten, an diese Bedeutung; sie sprachen mit freundlichen Worten von der freudenreichen Auferstehung

des Heilandes und von jenem großen Tag, da alle Gräber wie Eierschaalen zerbrechen werden.

In der griechischen Kirche hat sich der fromme Gebrauch bis auf unsere Zeit erhalten, daß Einer seinem Mitbruder ein Ei giebt, ihn küsset und grüßet: „Christus ist auferstanden!“ Der Mitbruder spricht als Gegengruß: „Er ist wahrhaftig auferstanden!“

Wir sollten nun, theure Leser, unsern lieben Kindern bei der Gabe der Ostereier zugleich den schönen Sinn derselben erklären und mit freundlichem Wort an's kindliche Herz legen. Der Hase aber, das sehen wir, hat nichts dabei zu thun; den sollten wir in seinen Wäldern lassen.

9.

Der Konfirmationstag.

Gespräch zwischen einem Großvater und Enkel vor dem Gottesdienste.

Großvater. Aber wie mein Görg jetzt dasteht, wie ein Kawalier! Alles funkelnagelneu vom Kopf bis auf die Zehe. Schau doch,

wie der Brustfleck brennt, und wie die Knöpfe blitzen!

Georg. Der Großvater ist halt gar gut.

Großv. Kind, es ist ein schöner Tag der Konfirmationstag, und kommt dir nimmer. Warum soll ich dir heute nicht auch einen schönen Rock anlegen? Doch bild dir nichts drauf ein, es sind geringe vergängliche Sachen. Dein Brustfleck wird bald wieder braun und grau, und dein Röcklein kommt auch in die Lumpenkammer. Görg, ich möchte dir gern noch was Besseres, was Unvergängliches bescheeren. Da, nimm dieß noch, nimm's in deine Hände und in dein Herz.

Georg. Ei du lieber Gott! Noch eine ganz neue kostbare Bibel dazu. O Großvater, ich bedanke mich auf's schönste; es ist zu viel.

Großv. Viel ist's, ganz gewiß, aber nicht zuviel für uns arme Menschenkinder; wir brauchen's nothwendig zum Seligwerden. Aber wie, lies mir doch auch, was vorn hineingeschrieben ist.

Georg (liest).

„Es ist gut, ein Christe werden,
Besser noch, ein Christe sein;
Doch das beste Loos auf Erden
Hat derselbe nur allein,
Der ein Christ beständig bleibt
Und bis an sein Ende gläubt.

Und der Himmel wird mit Kronen
Seine Treue dort belohnen.

So denkt und übet sich, so wünscht und betet für dich an deinem Konfirmationstage

dein alter Großvater
Leonhard Bauer."

Großv. So denk' mir heute recht an diesen Vers, und lies ihn oft wieder und beweg ihn in deinem Herzen. Sieh, Görg, auf diesen Armen hab' ich dich vor vierzehn Jahren am heiligen Tauftisch gehalten; nachher hab' ich dir auf meinen Knieen die Sprüchlein vorgesagt: „Von wem hab' ich das Leben" — „Christi Blut und Gerechtigkeit" — nachher hat dir der Herr Schullehrer den Katechismus gelernt; nachher hat dich der Herr Pfarrer im Wort des Lebens unterrichtet; und heute, heute darfst du selber an Gottes Altar dein Bekenntniß ablegen und das heilige Nachtmahl drauf empfangen. O Kind, „es ist gut ein Christe werden!" Wenn wir die armen Judenkinder im Dorf betrachten! — Aber wie heißt's weiter? „Besser noch ein Christe sein." Kind, bist du denn auch wirklich ein Christ?

Georg. Großvater, ich glaub an unsern Herrn Jesum Christum.

Großv. Wohl, lieber Bursch! Aber was ist denn dieses Glauben?

Georg. Daß ich ein sündhafter, verdamm-

licher Mensch bin, aber daß der Herr Christus Gottes Sohn ist, und mich versöhnt hat mit seinem Blut, und fromm machen kann; — und darum verlaß ich mich auf ihn, und hab' ihn recht lieb, und möcht' ihm immer gern folgen und Freude machen, und einmal zu ihm kommen und bei ihm bleiben in seines Vaters Haus; — und das ist mein Glaube.

Großv. Und der liebe Gott wolle dich darin stärken! Ja, das ist der rechte evangelische Glaube, und wenn du den im Herzen hast, bist du ein Christ, und wenn du ein Christ bist, schaut Gott heute freundlich und väterlich zu dir auf den Altar herunter, und es wird dir wohl sein. „Doch das beste Loos auf Erden hat derselbe nur allein, der ein Christ beständig bleibt und bis an sein Ende gläubt." O liebes Kind, es ist gar eine arge Zeit! Du weist sie noch nicht so, die Irrwege und die Verführungen. Wenn du auch wieder abfielest, wenn du auch der Welt nachliefest in's Verderben! Gieb mir deine Hand, Görg! Gelt, der liebe Gott wird dich und mich vor solchem Jammer bewahren?

Georg. O Großvater! Ich will ihn heute darum anrufen, so stark und sehnlich, als ich kann.

Großv. Thu' das, und dein Großvater wird dir redlich helfen. Ich will's ihm vorhalten, wie oft er schon mein Seufzen erhört hat, und daß er

mir meine größte Bitte, die ich noch auf dieser Welt habe, nicht verschmähen darf. Und heb' oft deine Hände zum Himmel auf, und halt' dich fleißig zu dem theuern werthen Gotteswort. Gebet und Gotteswort muß dein tägliches Brod sein; ja das wird deinen Glauben nähren und erhalten. So aber hast du ein glückseliges Loos, schon hier auf Erden, laß kommen, was kommen will. Denn was sind wir durch den Glauben? Wie spricht der Apostel?

Georg. Ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christo Jesu.

Großv. Gottes Kind, — Görg, selig bist du, wenn du Gottes Kind bist und bleibst. Ist auch dein leiblicher Vater nimmer bei dir, — ein andrer treuerer Vater lebt und sorgt für dich. Und kann dich dein Großvater nimmer weisen und führen, — du hast einen bessern Geleitsmann, unsern Herrn Jesum Christum. Und sollt' auch deine Mutter vor der Zeit dahinmüssen, — der Geist Gottes wird dich mit rechter Mutterliebe pflegen. Laß kommen, was kommen will, und den Tod, wann er will. Es kann sein, du kriegst auch weiße Haare, wie ich; es kann sein, sie scharren dich jünger ein, als deinen Vater. Sei getreu, — „Und der Himmel wird mit Kronen deine Treue dort belohnen!"

Horch, sie läuten schon das Andere. Nun,

so geh jetzt, in Gottes des Herrn Namen, zum Herrn Pfarrer hinauf.

(Als der Knabe unter der Thüre steht.)

Wart', Görg! Laß dich noch einmal recht betrachten. (Für sich.) So, just so hat er ausgesehen vor dreißig Jahren, mein Frieder, tröst ihn Gott! (Es laufen ihm die Thränen herab.) Geh, Kind, geh! Der Herr segne dich und behüte dich!

10.

Kolignys Tod.

Koligny war ein trefflicher französischer Admiral (Befehlshaber zur See) im 16. Jahrhunderte. Er erduldete um seines evangelischen Glaubens willen viele Bedrängnisse und zuletzt sogar den Märtyrertod. Damals nehmlich hatte die schreckliche Königin-Mutter, Katharina von Medici, unter ihrem schwachen Sohne, dem Könige Karl IX., den Plan gefaßt, mit einem Male die ganze Partei der Protestanten in Frankreich zu vernichten. Zur Ausführung dieses Planes hatte man die Bartholomäus-Nacht 1572 gewählt, wo in Paris und andern Theilen

Frankreichs auf grausenvolle Weise unter den Protestanten gewürgt wurde. Im Ganzen fielen gegen 30,000. Die Häupter derselben hatte man nach Paris gelockt, um sie nicht entrinnen zu lassen, und gebrauchte hiezu namentlich die Einladung zur Hochzeit des jungen Königs Heinrich von Navarra und der Tochter Katharinens, Margareth; und da die entsetzliche Begebenheit mit dieser Hochzeit zusammenfiel, ist sie auch unter dem Namen Pariser Bluthochzeit in die Bücher der Geschichte geschrieben. Es liegt eine höhere Wahrheit in diesem Namen, denn die gläubigen Seelen der Ermordeten gingen da zur Hochzeit des Lammes in den Himmel.

Schon kurz vor der Bartholomäusnacht wurde auf Koligny, den man sammt den andern Protestanten am Hofe mit erheuchelter Freundlichkeit behandelte, aus einem Fenster mit drei Kugeln geschossen, wovon eine seinen Finger traf, die beiden andern ihm durch den Arm gingen. Bei der äußerst schmerzlichen Operation rief er seinen wehmüthig theilnehmenden Freunden zu: Warum weinet ihr? Ich schätze mich selbst für glücklich, daß ich diese Wunden um Christi willen an mir trage; diese Wunden sind ein Segen Gottes. Ich preise die Vorsehung, der es gefallen hat, mich so zu ehren und mich einigen Schmerz um der Wahrheit willen leiden zu lassen. Lasset uns nur beten, daß Gott

mich geschickt mache, bis an's Ende standhaft zu sein.

Als die Mordnacht hereinbrach, stürmte man zuerst auf Kolignys Wohnung zu. Einer seiner Bedienten kam in's Zimmer, wo er krank lag, und sagte ihm: Mein Herr! Gott ruft uns zu sich; man ist in das Haus eingebrochen, und es ist nicht möglich, Widerstand zu leisten. Der Admiral antwortete: Sorget ihr nur für eure Sicherheit! Ich bin schon lange auf den Tod gefaßt, und empfehle meine Seele der Barmherzigkeit Gottes. Indessen stand er auf. Da drangen wilde Menschen herein, und Einer fragte ihn: Bist du Koligny? Ich bin es, erwiederte er ruhig; aber du, junger Mensch, solltest vor meinem grauen Kopfe Ehrfurcht haben. Der rohe Soldat ließ sich dadurch nicht rühren, sondern stach ihm das Schwert in den Leib, und zerhieb ihm dann noch mit den andern Bösewichtern Gesicht, Hals und den ganzen Körper, so daß der edle Admiral und Glaubenszeuge bald aus vielen Wunden verblutete. Dann wurde sein Leichnam durch das Fenster auf die Straße geworfen. Einer von den Mördern gestand aber nachmals, mit solcher Standhaftigkeit habe er noch keinen den Tod erdulden sehen.

11.

Martha und Maria.

(Luc. 10, 38 — 42.)

Das waren zwei liebenswürdige Schwestern; es ist aber nicht schwer herauszufinden, welche von beiden noch liebenswürdiger war.

Der Herr Jesus ging einmal in den Marktflecken Bethanien; da nahm ihn ein Weib, Namens Martha, in ihr Haus auf. Ihre Schwester Maria setzte sich zu Jesu Füßen hin und hörte seinen göttlichen Lehren zu; Martha aber machte sich viel in der Küche und Speisekammer zu schaffen, sie wollte dem theuern werthen Gast eine rechte Ehre anthun und ihm ein vornehmes Mahl bereiten. Und es verdroß sie schier, daß ihre Schwester dabei die Hände in den Schooß legte, daß sie allein auf alles denken und alles verrichten sollte. Sie trat zum Heiland und sprach: „Herr, fragest du nicht darnach, (hältst du es nicht für Unrecht,) daß mich meine Schwester lässet allein dienen? Sag' ihr doch, daß sie es auch angreife.“ Jesus aber antwortete und sprach: „Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe. Eins aber ist noth. Maria hat das gute Theil erwählet, das soll nicht von

ihr genommen werden." Eins ist noth — diese Worte haben manche Ausleger der neuern Zeit so erklärt, als habe Jesus sagen wollen: Was richtest du denn so viele Schüsseln zu, gute Martha? Ich brauche nicht mehr als ein einziges Gericht. Aber gelt, Vetter Andres, diese Auslegung will dir nicht recht schmecken? Wir bleiben beim Alten, und da hat der Herr sagen wollen: Eins ist noth — nämlich die Speise, die ich gebe, das Heil der Seele. Ach, Christus weist auch hier wieder auf seine Sprüche hin: Ich bin nicht gekommen, daß ich mir dienen lasse, sondern daß ich diene. Ich bin gekommen, daß die Menschen das Leben, das Heil der Seele, haben sollen. Das ist das gute Theil, fährt der Herr fort, um dieses bekümmert sich Maria, das hat sie auch erwählet, indem sie meine Worte des ewigen Lebens anhört und aufnimmt, das soll ihr auch durch gar nichts in der Welt mehr entrissen werden.

Wir möchten nun zuerst fragen: Wie sieht es denn mit den jetzigen Weibern und Mädchen aus? Sind sie alle entweder solche Marien oder solche Marthen? Darauf müßten wir die Antwort geben: Leider, manche sind keines von beiden; manche machen sich weder um's Geistliche, noch auch um's Leibliche, am wenigsten dem Herrn zu lieb, große Bekümmerniß. Zu diesen spricht aber der Herr nicht so sanft zurechtweisend: Martha, Martha,

du hast viel Sorge und Mühe, — sondern mit großem Ernst: ein fauler Baum wird abgehauen und in's Feuer geworfen.

Doch davon wollen wir nicht weiter reden, sondern bei unserm biblischen Abschnitt bleiben, bemerken aber, dieser geht nicht nur die Frauenspersonen an, sondern eben so gut die Mannspersonen, indem auch hier gilt: hie ist kein Mann noch Weib.

Die fleißige Martha wollen wir zuerst betrachten, und wir müssen ihr Anfangs wohl ein wenig wehe thun, nachher wollen wir ihr schon wieder die Ehre geben, die ihr gebührt.

Wir sehen überhaupt, sie machte ihr viel zu schaffen in irdischen Dingen und versäumte das Bessere, nämlich sich mit dem lieben Heiland zu unterhalten und von ihm zu lernen, wie die Seele selig wird. Wie deutlich erblicken wir in ihrem Bilde so viele thätige Menschen, die sonst auch im Aeußerlichen rechtschaffen sind. Früh auf und spät nieder; arbeiten und schaffen, daß es eine Art hat; lassen sich's wahrhaftig sauer werden um ihr bischen Erdenleben. Aber es geht nur im Zeitlichen und auf's Vergängliche; das Bessere, was sie auch thun sollten und könnten, die Sorge und Mühe um das Wohl ihrer unsterblichen Seele, das fleißige Bibellesen, das ernstliche Nachdenken darüber,

die herzliche Unterhaltung im Gebet mit dem Erlöser und himmlischen Vater, ja wohl auch das Kirchengehen verabsäumen sie. Und treten sie auch zum Herrn Jesu hin, so haben sie oft dabei den Kopf noch voll weltlicher Gedanken, wie wir an der Martha sehen; schmollen auch gar, wie diese, über ihre Schwester oder eine andre Person im Hause, wenn sie dieselbe mehr als sich selber in christlicher Erbauung beschäftigt finden.

Aber, ihr Lieben, was hilft denn alles Arbeiten und Plagen, Erwerben und Besitzen, wenn dabei die Seele zu kurz kommt? Im Leiblichen versorgt, ist noch wenig versorgt; im Geistlichen versorgt, heißt recht versorgt sein. Wie schnell ist unser Erdenleben dahin, wie ein Dampf, der eine kleine Zeit lang währet, darnach verschwindet er. Wie preisen wir aber den Sterbenden glücklich, der da lebet, ob er gleich stirbt, weil er hienieden mit aller Sorge und Mühe nach dem ewigen Leben getrachtet hat! Darum Maria, Maria hat das gute Theil erwählet, das soll nicht von ihr genommen werden.

Wir wollen sie anschauen, wie sie andächtig zu Jesu Füßen sitzt. Ihr Herz verlanget und sehnet sich nach den Lehren der göttlichen Weisheit, sie nimmt dem Herrn die lieblichen Reden von dem Munde weg, sie wird dadurch mit himmlischem Troste sichtbarlich erquickt und mit himmlischer Kraft

gestärkt und gedrungen, ein recht gottseliges und ehrbares Leben zu führen. O wie schön nehmen sich solche Marien aus, wie finden sie Gnade vor Gott und allen frommen Menschen.

Ja, sprechen aber jetzt die geschäftigen Marthen, kann man denn immer zu Jesu Füßen sitzen, kann man denn immer nur Bibel lesen, beten, sich erbauen? Was soll's denn dann mit unserm Hauswesen und mit der ganzen Wirthschaft werden? Merket doch, meine Lieben, der theure Gast ist nicht immer zu Bethanien auf Besuch gewesen; Maria hatte schon auch ihre Zeit wieder, wo sie die Hand tüchtig an's Werk legte. An dem Tage aber, da der Herr im Hause der Schwestern war, war ein Tag des Herrn für dieses Haus, war ein Sabbath für dieses Haus, und wenn es mitten in der Woche gewesen wäre. Und da hätte die fleißige Martha allerdings, wie sich's für den Sabbath gehört, die irdischen Geschäfte etwas mehr sollen ruhen lassen. Der Heiland wäre wirklich mit einem Gericht zufrieden gewesen; vielmehr hätte sie ihre Seele recht speisen sollen von seinem Brode des ewigen Lebens. Das nehmet nun, so ermahnen und bitten wir euch von Grund des Herzens, das nehmet nun vornehmlich zur Lehre für eure Sonntage, für diese Tage des Herrn; denn wiewohl er allezeit bei uns ist mit seiner unsichtbaren heiligen Nähe, so ist er doch an den Sonntagen

ganz besonders in all' unsern Flecken, Dörfern und Städten auf Besuch. Und o wie lieblich und wie frommlich ist es, und o wie freuet er sich, wenn er da nicht viel weltliche Gedanken und Reden, noch das laute Geräusch der Handthierungen, noch viel weniger das wilde Wesen fleischlicher Ergötzlichkeiten trifft, sondern eine Sonntagsstille und sonntägliche Seelen, die in der Kirche und in den Wohnungen andächtig auf ihn hören, innig und fröhlich mit ihm und von ihm sprechen, die seinen hohen Namen verklären und den himmlischen Vater durch ihn.

Kommen die Wochentage wieder, dann ist's ja wieder Zeit für euern ordinären Beruf. Wer hat nicht auch seine Lust an muntern, rührigen, thätigen Leuten, die ihr Tagewerk verrichten redlich und ohne Murren, und mit getrostem heitern Sinne dem Strafspruch Gottes sich unterziehen: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen? Doch wird ein rechter Christ auch in der Woche die geistliche Beschäftigung nicht gar unterlassen, besonders am Morgen und Abend nicht. Denn man geht ja schon nicht gerne an die Arbeit ohne Frühstück für den Leib, und wo es das Geschäfte nothwendig macht, freut man sich auf die Stunde der Frühsuppe; so will auch der Geist seine Morgennahrung haben, und wie leicht kann dieß durch ein gemeinsames oder einsames herzliches Morgengebet geschehen. Wiederum murrt der Magen, wenn er sich soll unbefriedigt niederlegen,

und so klaget im Verborgenen der Geist, soll er ohne ein Abendbrod, ohne ein Kapitel aus der heiligen Schrift, ohne einen Abendsegen in die Nacht hinein. Darum sagt der weise König: Alles hat seine Zeit; und der heilige Apostel: Bete und arbeite. (Ephes. 6, 18. 1 Thess. 4, 11.)

Doch wir müssen nun schuldigermaßen auch etwas zum Lob der Martha anführen. Wir lesen doch: sie nahm Jesum in ihr Haus auf; nur zu wenig ist sie dann um und bei ihm gewesen. Nun fragt euch, ihr rüstigen Arbeiter im irdischen Beruf alle, ob ihr Jesum wenigstens in euer Haus aufgenommen habt, ob ihr überhaupt an ihn glaubt als den Versöhner der Sünden, als den Erlöser der Welt, ob sein Name noch mit Ehrfurcht und Liebe bei euch genannt wird, ob sein heiliges Evangelium doch noch hin und wieder, wenn auch zu wenig, bei euch getrieben wird; oder ob euer Haus so aussieht, daß man es ihm nicht ansehen kann, ist's ein christliches oder ein heidnisches.

Weiter lesen wir von der Martha: sie machte ihr viel zu schaffen, ihm zu dienen; sie hat den Herrn doch aufrichtig geliebt und hat ihm ihre aufrichtige Liebe an den Tag legen wollen, nur ein wenig ungeschickter hat sie es angefangen als ihre Schwester. Hierin würden ihr diejenigen von uns gleichen, welche selbst mit Vernachläßigung religiöser Uebungen zeitliche Güter zu erarbeiten strebten, um

damit den Nebenmenschen Gutes zu thun, die Hungrigen zu speisen, die Kranken zu laben, den Wittwen und Waisen ihre Thränen zu trocknen, den eignen Kindern nach ihrem Stande eine recht gute Erziehung zu geben rc., denn der Heiland spricht: Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan; solches thun heißt allerdings, dem Herrn selber dienen. Und wer wollte nicht diese Werke der Liebe preisen? Doch müßten wir es ungeschickt nennen, wenn über dem Streben nach den Mitteln, Gutes zu thun, der Gottesdienst, die Hausandacht, die stille Beschäftigung des Herzens mit dem, was droben ist, Schaden leiden würde. O glaubet nur, die Stunden, welche ihr der christlichen Erbauung widmen sollt, sind auch für eure zeitlichen Angelegenheiten nicht verloren; vielmehr geht von ihnen ein Strom des Segens auch über diese hin. Aber welch' ein Segen strömt von ihnen erst in geistlichen und ewigen Gütern über euch, über eure Kinder und noch weiterhin aus! Eins aber ist noth, — daß wir selig, ach! daß wir selig werden.

12.

Sprichwort.

Was ich nicht weiß,
Macht mich nicht heiß.

Das ist sehr oft ganz wahr und ein Sprichwort, das sich die neugierigen Leutchen hinter die Ohren schreiben sollten. Denn wenn sie ihre Nase unberufen überall hineinstecken, thut man sich das manchmal sehr nachdrücklich verbitten, daß sie schaamroth abziehen, wenn sie sich überhaupt noch schämen, und das hätten sie sich ersparen können. Oder auch so: Wenn du dich vom Schuhmachen nährst, und verstehst aber des Kaufmanns Rechnungen und Spekulationen nicht, so hat das nichts zu sagen, und du bist auch seines Kopfreibens und Herzklopfens los.

Aber das Sprichwort wird schon krumm, wenn ein Knäblein so spricht und das Buch zuschlägt, darin es seine Aufgabe lernen sollte; beim Herrn Schullehrer könnte ihm sein Nichtwissen ziemlich warm machen. Und wenn Einer Gottes Wort im Hause hat, und Gott, den Vater, und seinen lieben Sohn Jesum Christum erkennen lernen könnte, spricht aber: „Das hat gute Wege; was ich nicht weiß,

macht mich nicht heiß," — dem möchte es einmal recht konträr kommen, und möchte ihm seine Unwissenheit eine große Hitze bereiten. Davor der liebe Gott uns alle behüte!

13.

Der Postknecht.

(Nach Scriver.)

Was wäre dir lieber, mein Leser, ein freundlicher Gottesblick oder vier Groschen? Du sprichst: Wie mag Er doch nur so fragen! Nun, sei mir nicht unwillig, sondern höre, und merke, daß diese Frage wenigstens nicht bei allen überflüßig ist.

Der Postknecht N. war einmal da, wo er selten zu sein pflegte, in der Kirche. Der Pfarrer hielt eben Kinderlehre über das zweite Gebot und stand beim Artikel vom Fluchen, und der Postknecht merkte eifriger auf, als er sonst gewohnt war, weil es dießmal über einen sehr nahen Freund von ihm herging. Der Pfarrer legte die Häßlichkeit und die unseligen Folgen dieses Lasters nach besten Kräften dar und schloß mit einer herzlichen Ermahnung

an die anwesenden Flucher, sie möchten doch in sich gehen und diese schändliche und verderbliche Untugend ablegen, da würde der liebe Gott freundlich auf sie niedersehen &c.

Während der Pfarrer noch so sprach, kam die Sonne hinter einem dunkeln Gewölk hervor und warf einen milden hellen Strahl durch das Kirchenfenster in unsers Postknechts Angesicht. Dieser war von der Ermahnung des Geistlichen fast wie gerührt worden, daß er sich solch eines Gefühles seit langen Jahren nicht erinnern konnte; und er sprach in seinem Herzen: „Der liebe Sonnenschein thut mir ganz wohl, und ein freundlicher Gottesblick müßte doch noch viel wohler thun.“ Kurzum, er nahm sichs vor, wenigstens die Probe zu machen, und heute keinen Fluch mehr über seine Zunge zu lassen.

Die Probe fiel aber leider sehr schlecht aus. Schon nach Verlauf von ein paar Stunden, als ihm beim Tränken ein Pferd ausriß, stieß er wieder mörderische Flüche aus, und verwünschte nacheinander das Pferd und alle Pferde im Stall und sich und die ganze Welt. Darüber empfand er auch weiter gar keine Gewissensbisse, denn das hatte er schon viel dutzendmal gethan, und die Kinderlehre war längst wieder vergessen.

Einige Tage darauf hatte der Postknecht einen ernsten Mann zu fahren, welcher unter vielen

andern Tugenden auch die besaß, daß er keinen Fluch sprechen und keinen hören konnte. Dieser fromme Mann sagte beim Einsteigen: „Schwager, Ihr fahrt mich heute nach * * und wieder heim, dafür bekommt Ihr euern Vierziger Trinkgeld. Wenn Ihr aber weder auf der Hin- noch Herreise flucht, bekommt Ihr einen Zwölfer obendrein.“ Das ließ sich der Schwager gesagt sein. Er brummte lachend vor sich hin: „Hoho, um einen Zwölfer kann ich's wohl lassen!“ Und siehe da, er bestand die Probe meisterlich; den ganzen Tag über vernahm man keinen Stern und Brand, geschweige etwas Aergeres aus seinem Munde.

Mein Leser! Was war dem Postknecht lieber? Ein freundlicher Gottesblick oder vier Groschen? Und nun schaue nach, ob's nicht viel tausend dergleichen. Postknechte in der Christenheit giebt? Es ist allerdings recht bedenklich, und wenn man's recht bedenkt, wird einen diese Geschichte mehr zur Wehmuth als zum Lachen stimmen.

14.

Sprichwort.

Fröhlich in Ehren,
Kann Niemand wehren.

So rief und sang Hans Bierling einigemal, als er in der lustigen Gesellschaft seiner Kameraden saß. Da er aber auf die ehrbare Fröhlichkeit zu viele Gesundheiten trank, so lag er endlich unter dem Tische, und gab wieder von sich, was er zu viel gethan, und da war die ehrbare Fröhlichkeit nicht am lieblichsten anzusehen.

Liebe Leser! Ich sage auch: Fröhlich in Ehren, kann niemand wehren; aber ich halte dafür, man müßt' es hier doch ein wenig genauer mit der Ehre nehmen, und lieber in andern Fällen weniger genau, z. E. wenn man beleidigt wird.

Gott giebt uns allerlei Gutes zu genießen und heißt selber ein Gott, der das Angesicht fröhlich macht. Aber er ist ein reicher Freund, der das Traktament in's Haus schickt und sich selber dabei zu Gast lädt. Er will, wir sollen in seiner Gegenwart und Gemeinschaft das Gute genie-

ßen, d. h. zum wenigsten: Wir sollen in der Freudenstunde an den gütigen Geber denken und die Augen des heiligen, dreimal heiligen Herrn nicht zu scheuen brauchen. Und so, und so allein geschieht's in Ehren.

Und anders sollten wir auch gar nicht fröhlich sein. Das wollen wir uns merken.

15.

Der Widerhall.

(Nach Scrivers Gotthold.)

An einem schönen Sommermorgen ging Gotthold durch ein anmuthiges Gehölze und lobete Gott durch einen herzlichen Morgengesang. Da hörte er einen artigen Widerhall, der ihm alle seine Worte verdoppelte. Er vergaß schier darüber der innerlichen Andacht, die des Gebetes Seele und Leben ist, und hatte seine Lust an seiner also gezwiefachten Stimme. Aber bald erinnerte er sich, daß der Widerhall keineswegs von Gott geschaffen sei, ihn von schuldiger Andacht abzuführen, sondern vielmehr, ihn zu gottseligen Gedanken hinzuleiten.

Ich höre einmal, sprach er, einen lieben Engel Gottes, der meinem Gebete recht Kraft und Nachdruck geben und es zu Gott aufschicken helfen will.

Dann aber, fuhr er fort, höre ich hierin, mein Gott, deine gnädige Stimme selber, die meinem gläubigen Gebet recht herzempfindlich entgegenschallet und antwortet. Sag ich: mein guter Gott! sprichst du: ein guter Gott! Sag ich: ich verehre dich! sprichst du: ich höre dich! Sag ich: ich heule zu dir! sprichst du: ich eile zu dir! Sag ich: ich traue deinen Namen! sprichst du: Amen!

Damit lehret mich denn der Widerhall zugleich, daß ich niemals, auch in der Einöde nicht, ungesehen bin, sondern dein göttliches Auge begleitet mich. Du siehest meine Gedanken von ferne; ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehest alle meine Wege; es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, Herr, nicht alles wissest. (Ps. 139, 2.) Darum gieb, mein Gott, daß ich stets vor dir — deiner göttlichen Allgegenwart und Allwissenheit nimmer vergessend — wandle und fromm sei. (1. Mos. 17, 1.)

16.

Machet nur die Augen auf!

Nahe am mittäglichen Ende des Salzburger Landes liegt Bad Gastein. Da ließe sich viel reden und sagen von den Wundern Gottes in der Natur! In einem Hochthale sieht man doch rings-um Urberge sich mehrere tausend Fuß aufthürmen, die mit immerkahlen Grauscheiteln oder mit ewig-weißen Schneehäuptern in's stille Thal hernieder-blicken. Die untern Bergzüge rechts und links veren-gen sich mehr und mehr und stoßen endlich zusam-men. Da bilden sie denn einen tiefen Winkel, über welchen der obenher rollende Fluß Gastein mit gewal-tigem Brausen herabstürzt. Kaum zwanzig Schritte vom Fall an der rechten Seite sprudelt eine heiße Quelle heraus. Und in dieser Schlucht, zunächst von schroffen Felsen und dunkeln Wäldern einge-faßt, und vom Staub des Wassersturzes und von dem Dampf des heißen Quells mit einem stets-bewegten Schleiergewebe überzogen, hängt der kleine Ort, der seinen Namen vom Fluße hat.

Wie kamen denn aber die Leute drauf, in diese Wildniß einen Ort zu bauen? Das haben sie um der heißen Quelle willen gethan, die tief

im Innern der Erde von der liebenden Schöpferhand fortan bereitet, ganz besonders edle Kräfte in sich hält und allerlei Krankheiten, namentlich gichtische, zum Verwundern heilet.

Sie fließt wohl schon manches Jahrtausend stillbescheiden an der rauschenden Gastein herab, wohl schon seit der Herr zu Noahs Zeit die großen Brunnen der Tiefe wieder geschlossen hat, und viele Jahrhunderte lang war Salzburg und Kärnthen schon von Menschen bevölkert, unter denen auch Lahme und Krüppel und Kranke aller Art nach dem theuern Gute der Gesundheit schmachteten, aber daß ein Teich Bethesda ihnen so nahe sei, merkten sie nicht. Und obschon der Herr dem Wasserfalle dicht dran herabzubrausen befohlen hatte, daß er mit seiner mächtigen Stimme vom Morgen bis zum Abend riefe: „Machet nur die Augen auf!" — so fanden sie doch nicht.

Endlich mußte ein armes Hirschlein ihnen den Weg weisen. Ich erzähle hier die Geschichte, wie ich sie an Ort und Stelle gehört habe, und sie ist so einfach, daß man an ihrer Richtigkeit nicht zweifeln mag.

Es jagte einst ein Salzburger Erzbischof in der Gegend und verwundete einen Hirschen. Man verfolgte die blutige Fährte des Thieres, welche in den ebenbeschriebenen schauerlichschönen Thalwinkel führte. Siehe, da lag das edle Thier an

der warmen Quelle und streckte den verwundeten Theil hinein. Der Hirsch wurde von dem zahlreichen Jagdgefolge umringt, gefangen und mitgeführt; und wurde zu Aller Verwunderung in wenigen Tagen völlig heil. Jetzt merkten die Leute was. „Geschieht das am Hirschen, warum sollt es nicht auch am Menschen geschehen?" Jetzt gingen ihnen die Augen auf über den bisher verborgenen Segen Gottes in seinen großen Bergen. Man brachte auch kranke Menschen herbei und hielt sie in die heilsame Fluth und ihrer viele genaßen. Da baute man an der Stelle einige Häuser und richtete ordentliche Badstuben hinein und versorgte sich mit allerlei Lebensmitteln für die kranken Gäste; und man führte auch eine schöne Kirche auf, damit die Genesenen darin dem gütigen Quellenschöpfer und Lebensspender schuldigen Dank und Preis bringen möchten. Ob das von allen geschehen ist, die hier das edle Gut der Gesundheit wiederempfangen haben, ist so eine Frage; aber das ist gewiß, daß seitdem viele Tausende siech und elend ein, und gesund und frisch wieder ausgezogen sind.

Und sicherlich ist doch auch manches tiefgefühlte Halleluja hier aus dem erfreuten Herzen gestiegen. Ja, eines hat sich sogar verkörpert, in Stein und Eisen aufgerichtet, und ist nicht zu übersehen, denn es ist der größte Gegenstand im Badorte. Ein frommer Graf, der von einem schweren

Leiden hier wiederhergestellt wurde, ließ ein großes Spital bauen zur Aufnahme der armen Kranken, die sich nicht selber die Herberge zahlen könnten. Das heiße ich schön gedankt! Gott lohn's ihm wieder, nun bei Ihm daheim!

Ich will jetzt aber noch von einer Quelle erzählen, die nicht fern von Bad Gastein niederrieselt, die zwar ganz ordinäres Wasser enthält, doch aber einer liebenden Mutter das Herzweh geheilt hat. Die Sache kam selber einigen rohern Leuten unsrer Badgesellschaft lieblich vor.

Im Thal liegen einige niedere Hütten, deren Bewohner ihrer Nahrung etwas weit nachgehen oder vielmehr hoch nachsteigen müssen; sie haben nämlich an den Bergen droben einige Feldstücke gegraben und noch höher hinauf weiden des Tags über ein paar Kühe frei herum. Einer solchen armen Hüttenfrau hatte der liebe Gott ein Kindlein bescheeret, das zur Zeit meiner Anwesenheit im Bade noch in der Wiege lag. Um aber fein stille drin zu liegen, begehrte es eben auch wie andere Kinder, gewiegt zu werden. Und wenn die Mutter nach verschlossenem Haus an den Bergen hinaufstieg, und das Kleine merkte, daß die Wiege stehe, hat sein klägliches Geschrei oft die Forteilende wieder zurückgezogen. Aber das Feld will auch besorgt, die Kühe wollen gemolken sein, — der armen Frau wirds weh im Herzen und sie

weiß sich lange nicht zu rathen und zu helfen. Und doch ruft immer schon eine plätschernde Stimme hinter ihrer Hütte: „Machet nur die Augen auf!“ Eine kleine Quelle rinnet da hernieder, die seither zu nichts andrem als Trinken, Waschen und dergleichen gewöhnlichem Hausbedarfe gebraucht wurde. Plötzlich gehen der bekümmerten liebenden Mutter die Augen weiter auf. Es wird ein Rädlein in die Quelle gemacht und durch Stangen mit der Wiege in Verbindung gesetzt, und — in seinem muntern Umschlagen wird auch die Wiege sanft bewegt. Und das Kindlein ist nun zufrieden, auch wenn die Mutterhände fern sind, schläft und wacht ohne Weinen, denn es denkt die treueste Liebe und Pflege bei sich. Und daran hat es eigentlich auch nicht unrecht. Die Mutter aber freut sich innig, wenn sie nach heißen Stunden heimkommt und der Säugling ihr so freundlich entgegenlächelt.

Glaubet es, theure Leser! in hundert Fällen, wo wir über eine zeitliche Bedrängniß klagen, ist es bei uns, wie bei der armen Hüttenbewohnerin. Der liebe Gott hätte schon lange geholfen, wenn wir nur die Augen recht aufmachen wollten. Das wollen wir doch fürder nicht unbeachtet lassen. Wir sollen ja billig Gott nicht allein in seinem Himmel droben, in seinem Wort und unsrem Herzen, sondern auch in der Natur und den Ereignissen um

uns her suchen, damit er an allen Orten gefunden und verherrlicht werde. Vor allem aber wollen wir es uns fest eindrücken, daß er seit achtzehn hundert Jahren im Geistlichen Hilfe gegeben hat, daß da ein köstlicher Lebens- und Segensquell von Kind auf neben uns fließt, der uns trösten, heiligen und beseligen kann. Leider schließen viele vor ihrer eignen tiefen Noth und vor der Herrlichkeit des Evangeliums die Augen fest zu. Aber, meine Leser! von uns sei ferne diese Thorheit!

17.

Das Lebenswasser.

(In der Mitte eines ziemlich hohen Kalkgebirges, auf welchem ein Dorf liegt, steht der Pfarrer und Eva, ein Bauerweib, bei einander. Eva hat eben eine volle Wasserbutte niedergesetzt, um etwas auszuruhen.)

Eva. Ja, Herr Pfarrer, Er darf mir's glauben, das ist heute schon die fünfte Butte, die ich hinaufschleppe. Der Mensch will trinken, und das Vieh.

Pfarrer. Arme Frau, ihr dauert mich!

Eva. So einen dürren Sommer, und so bald schon, weiß ich mir nicht. Unser Hausbronnen ist lang her vertrocknet, und am Gemeindebrunnen haben sie sich auch schon um's letzte Tröpflein gerissen. Aber drunten, Herr, der Pfingstborn*) im Tannengrund, da läuft's noch munter heraus, so frisch wie Eiszapfen, und wie ein Weinkeller so duftig. Ach, es ist eine rechte Wohlthat Gottes um die Quelle drunten, wenn gleich uns Weibsleuten der Buckel davon kracht!

Pfarrer. Doch wär droben noch Wassers die Fülle für uns, und ein helleres, süßeres, lebendigeres, wenns die Leute nur suchen möchten.

Eva (schaut ihn befremdet an). Sein Wort in Ehren, Herr Pfarrer! Aber es ist kein Stäublein mehr auf'm ganzen Berg, als was man hinaufschleppt. Selber die Hüll**) ist wie ein Scheuertennen.

Pfarrer. Eva! Ist nicht der Geist des Herrn der rechte Pfingstborn, das rechte Lebenswasser?

Eva. Schau doch, geht's da 'naus.

Pfarrer. Und da habt Ihr auch einen Hausbrunnen und einen Gemeindebrunnen, wo ihr dieses himmlische Wasser schöpfen könnt.

---

*) Namen einer Quelle.

**) Großer Wasserbehälter zum Viehschwämmen rc.

Eva. Wo lenden sind die zu suchen?

Pfarrer. Der Gemeindebrunnen steht mitten im Dorf unter hohen, schattigen Linden.

Eva (lächelnd). Dießmal meint Er unser Kirchlein.

Pfarrer. Ja, Frau, die liebe Kirche mit dem köstlichen Evangelium von Jesu Christo drin. Aber wo wird nun Euer Hausbrunnen sein?

Eva. Wahrlich, der ist in unserm Wandkästlein! Herr Pfarrer, sollt Er nicht das heilige Bibelbuch meinen?

Pfarrer. Nicht anders. — Sehet nun: Das göttliche Wort in der Kirche und in der Hausbibel, das giebt Wasser des Lebens genug für Euch Alle im Dorf. O Nachbarin! Tausend und aber tausend Pilgrimme zur Ewigkeit haben schon daraus geschöpft, und man hat bis auf diese Stunde noch keine Abnahme bemerkt. Immer quillt da noch Weisheit und Gerechtigkeit, und Frieden und Freude und jeglicher Himmelssegen, immer ergießt sich da noch der Geist des Lebens im Ueberfluß. Alle Seelen können kommen und nehmen. Ihr wisset doch, daß der Heiland spricht: „Wen da dürstet, der komme zu mir, und trinke.“ Joh. 7.

Eva. Ja, Herr Pfarrer, wenn Er mir's nicht übel nehmen will, — was das Geistliche anbelangt, fehlt's halt vielfältig am Durst.

Pfarrer. Ist das aber nicht eine betrübte

Sache? Nach Ehr' und Gunst der Menschen, nach weiten Gründen und großen Silberhaufen, nach vollen Krügen und Schüsseln, nach Spiel und Tanz, nach Kammern und Unzucht, nach aller Eitelkeit der Welt dürsten sie, die bethörten Herzen! Da zeigt sich die Begierde oft so stark, daß dem Seelsorger die Haare zu Berg steigen möchten. Nur den rechten Durst haben Unzählige nicht.

Eva. Er machts drum manchmal ein wenig scharf; aber Unrecht kann man Ihm nicht geben.

Pfarrer. Saget aber, liebe Frau! sind sie denn wirklich glücklich die Menschen, die nach Gut und Geld so ein heißes Verlangen haben? Wird ihnen das Herz voll davon und wohl und stille, wenn sie noch so viel erlangen und genießen? Ach, ihr Durst wird nur immer brennender und schmerzlicher, ihr innerlicher Mensch tagtäglich unglücklicher. Alles Irdische, liebe Frau, kann das Herz nicht stillen.

Eva. Es muß wahr sein. Lieber Gott, schier den Schlund und Magen nicht in solch einer heißen Sommerszeit. Ich kann mir da nicht genug trinken, wieviel ich auch hineinschütte; und gleich ist alles wieder verschwitzt, und brennt's ärger im Hals herauf, wie zuvor.

Pfarrer. Wie anders und besser sind wir dran, wenn wir unser Verlangen zum Himmlischen wenden. Ein einiger Trunk aus dieser Quelle

erquickt bis auf des Herzens Grund hinab, und das Wasser des Lebens vergehet nimmer. Die theuerwerthen Worte Gottes sind ja deswegen nicht aus und gar, wenn wir uns einmal daran gelabt haben; sie bleiben im gläubigen Herzen, und können in der Hitze der Tage immer auf's neue kühlen, stillen und kräftigen. Darum spricht unser treuer Heiland zur Samariterin: „Wer des Wassers trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten, d. h. er wird nicht mehr Durst leiden oder von Durst verzehrt werden, denn er trägt in sich das Labsal überall mit umher. Joh. 4.

Eva. (Mit einem Seufzer.) Wir möchten freilich ein solches Herzmittel nothwendig brauchen, denn das arme Ding da drinnen sorgt und kümmert sich, und ängstet und quält sich gar zu viel.

Pfarrer. Ei, so machets weit auf und nehmet eifrig hinein, was Euch gnadenvoll dargeboten ist, so werdet ihr Gottes Trost schmecken.

Eva. Ich wills bedenken, Herr Pfarrer!

Pfarer. Und werdet dann auch auf Andere, auf eure Kindlein großen Segen bringen. Denn es ist euch gar sonderlich, liebe Eva, mit diesem Wasser des Lebens: es bleibt im glaubigen Herzen und fließt doch dabei heraus. Da kommen dann aus dem Herzen nicht arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, alsch

Zeugniß, Lästerung u. s. w., sondern liebliche Reden, Zucht und Ehrbarkeit, Wahrhaftigkeit und Rechtschaffenheit, Gütigkeit und Erbarmung, Sanftmuth und Geduld, ein frommer, himmlischer Wandel. Und durch ein solches schönes Exempel und durch liebevolles Lehren, Strafen und Ermahnen gehet der gute Geist in reichem Maaß auf Kinder, Hausgenossen und Nebenmenschen über, und das ist's, was der Herr Christus spricht: „Wer an mich glaubet, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen." Das sagte er von dem Geist, welchen empfangen sollten, die an ihn glauben. Joh. 7. O wenn nur einmal Mehrere im Dorf ihr Herz weit aufmachen und mit dem köstlichen Lebenswasser Christi erfüllen würden, da würde ein schönes Leben, ein freudiges Helfen und Fördern im Geistlichen entstehen, und das Reich Gottes mit Macht unter uns kommen. Da würde unser dürrer Berg eine wasserreiche Flur werden, wo die Lebensströmlein hin und wieder ziehen, und weit herum Grünen und Blühen, und Wachsen und Gedeihen sich zeigt. Da würden bald viele Kleine Pflanzen des Herrn zum Preise und viele Große Bäume der Gerechtigkeit genannt werden können, und viele Alte würden dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein, daß sie verkündigen, daß der Herr so fromm ist, ihr Hort, und ist kein Unrecht an ihm.

Eva. Das muß man sagen, Ihm geht's vom Maul; Er braucht keine Kanzel zum Predigen. Aber es wär' eine Pracht und Herrlichkeit!

Pfarrer. Und am herrlichsten wäre das Ende. Wer das Wort und den Geist des Herrn in sich aufnimmt und in sich pflegt und aus sich leben läßt, der wächst zum Verwundern in allem Guten. Eure Erkenntniß, euer Trost, eure Kraft, euer Frieden, eure Hoffnung wird immer größer. Die Himmelsgaben werden in dem glaubigen treuen Herzen selber zu einem weiten, tiefen, vollen Wasserbrunnen, der endlich den Rand dieser Erde übersteigt, und mit Eurer Seele seinen Lauf in's Paradies zurücknimmt. So spricht der Herr: „Das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillet." Joh. 4.

Eva. Es wird mir mein Gemüth ganz durstig, Herr Pfarrer, wenn Er so nacheinander hermacht. Schau doch, schau doch, wie plag ich mich um diesen vergänglichen Trank, und den unvergänglichen hätt' ich so nah, und mag schier weder Hand noch Fuß darnach rühren. Ich mein', ich hab schon die Schwabenjahre, und bin doch noch nicht arg gescheidt worden. Aber jetzt will ich alle Tage in der lieben Bibel lesen, und nimmer leicht eine Kirche versäumen. Ja, Er darf mir's glauben, jetzt will ich mit rechtem Ernst

am Hausbrunnen und am Gemeindebrunnen schöpfen, und von dem Lebenswasser mein Herz satt trinken.

18.

Die rettende Bibel.

Ein englischer Soldat Samuel Prokter, in welchem die fromme Erziehung seines Vaters nachhielt, kämpfte die weltberühmte Schlacht von Waterloo Anno 1815 mit. Sein Regiment wurde beordert, die Franzosen aus einem Gehölze zu treiben, aus welchem sie der Armee der Alliirten vielen Schaden zufügten. Mitten in dem Gefecht wurde er von einer unsichtbaren Gewalt an der Hüfte gepackt und vier bis fünf Ellen weggeschleudert, ohne jedoch den geringsten Schaden zu nehmen. Im Augenblick konnte er sich nicht erklären, wie das zuging; als er aber nach siegreicher Schlacht sich untersuchte, erkannte er mit überfließender Dankbarkeit gegen Gott, was es war, das ihn fortgetrieben hatte. Eine Musketenkugel hatte ihn gerade an der Stelle getroffen, wo in seiner Rocktasche eine kleine Handbibel lag,

die der Streiter Christi immer bei sich trug, und war fast durch die Hälfte des Buches gedrungen. Alle sagten, daß ihn die Kugel ohnfehlbar getödtet haben würde, wäre sie nicht von der Bibel aufgefangen worden.

Er bewahrt sie jetzt als ein Heiligthum in seinem Hause, und sagt: Diese Bibel ist zweimal meine Retterin gewesen, erstlich vom Seelentode, und dann von dem tödtlichen Schuß in der Schlacht bei Waterloo.

19.

Der Sonntag.

Siegmund wandelt unter einzelnstehenden Eichen auf der Höhe, an welche sein Hof sich lehnt. Es geht gegen Abend. Da spricht er also:

Lieber Sonntag! Ich weiß es nicht anders, als daß du auch nur ein Gast bei uns bist; aber es zieht mir allemal am Herzen, wenn du wieder scheidest. Du bist uns so holdselig, uns Pilgrimmen im Staube. Du bist uns, was die Himmelsluft den Cherubinen. Du bist mir so lieb, als das

große gütige Licht, von dem du den Namen führst, und o viel tausendmal lieber!

(Er sieht über die Gegend hin.)

Stiller Ruhetag! Es fühlt sich alles so still heute. Es webt ein Frieden in der ganzen Schöpfung. Das Eichlaub wispert gegen einander, und die Schäflein liegen am Waldsaum unten, und schauen stummverwundert auf den sanften Klang des Hirtenhorns. Und ringsum auf die Häuser und Hütten träuft Gottes Ruh. Sie feiern ihren Sabbath, die müden Menschenkinder. Die Werkzeit ist wieder dahinten mit ihrer muntern Arbeit, mit ihrem Aechzen und Stöhnen; die einen leichtern Wagen ziehen, die einen schwerern, — heut steht er wohl. Die Frau und die Magd, der Herr und Knecht pflegen der süßen Rast; und der alte Tobies, der nimmer von seinem Lehnstuhl kommt, meint doch, heut' ruh' er aber recht aus. Es stärkt alles die Füß' und Hände auf wieder eine Woche, und so fortan, bis der dürre Hausknecht den Erdenwagen auf immer ausspannt.

Ach, es wird mir oft so leicht, als ob die Sträng' und Ketten schon alle herunterfielen, als ob der Leib des Todes die edle Seele nicht mehr bannen könnte, als ob sie schon alle ihre Flügel frank und frei und fröhlich und selig rührte! Aber ihr Zug und Flug geht in die Höhe hinauf.

(Er steht eine Zeitlang schweigend.)

Großer Bettag! Wie heilig bricht dein Morgen herauf! Eine Glocke weckt die andere, ein Gesang der Lüfte klingt in den andern hinein; durch alle Thäler und auf allen Höhen hin wallt's und wogts von Engelstimmen: Kommt, lasset uns anbeten und knieen und niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat! Und die Menschenkinder kommen zu Hauf und beten an im heiligen Schmuck; das weite Land liegt vor Gottes Thron und die fernen Inseln bringen ihre Opfer. Wer zählt die Blümlein der Wiese, die der Morgenstrahl öffnet? Wer zählt die Menschenherzen, die im Strahl des Sabbaths aufbrechen und einen süßen Geruch zu Gott senden? O, Er hat immer noch ein großes Volk auf Erden, das da danket und preiset um alle seine Wunder, das da bittet und fleht um seinen fürdern Gottessegen, das sich ihm hingiebt und heimwirft in seine ewige Lieb und Treue.

Darf sich denn der arme Siegmund auch darunter stellen? Heute wohl, jetzo wohl, o mein Herr und mein Gott! Es duftet auch meine Seele ihren Weihrauch, wie diese Wälder und Felder ihn duften; es bringt auch meine Seele ein Brandopfer, wie die Sonne dort auf den Abendwolken brennt. Wie ist doch jetzt die Welt und ihre Eitelkeit so weit hinter mir! Mein Herz ist der Welt gestorben, und mein Leben ist alles in Gott, und mir ist wohl, wie im Himmel!

(Er ist wieder eine Weile still.)

Süßer Freudentag! Ja, du bist der Tag, den der Herr machet, daß wir uns freuen und fröhlich drinnen sein. Du führest uns an deiner lieben Hand auf die grüne Aue und zum frischen Wasser der Offenbarung; da wird das Herz gestillt, daß es nimmer hungert und dürstet. Wie kostbar ist's doch, von Jesu Christo zu hören, zu lesen, zu denken! Da thut er den Blinden die Augen auf, da macht er die Aussätzigen rein, da weckt er den Jüngling von Nain in's Leben wieder. Man wandelt mit, man steht dabei, es geschieht einem selber. Man sitzt im Hüttlein zu Bethanien und an den Ufern des Galiläischen Meeres, man hört die göttliche Predigt und erstaunt über ihre Gewalt und ruft mit Simon, Jonas Sohn: Herr, du hast Worte des ewigen Lebens! — Dann gehen wir in unsre schöne Natur hinaus, und verstehen erst, was uns die grünen Wiesen und die blauen Felder und die dunkeln Wälder, was uns der helle Himmel und die liebliche Erde mit all ihren Heeren sagen wollen. Wir schauen hinein, und achten drauf, und fühlen dran, bis wir die Hände falten und wundern: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter! — Dann suchen sich die lieben Bekannten und Gefreundten heim. Wir sitzen im aufgeräumten Stüblein, und sehen

uns mit Wohlgefallen an, und plaudern herztraulich miteinander, und reden von der Liebe Gottes in Christo, wie sie unser Denken übersteigt, und von den Wegen, die er uns führt, wie sie so wunderlich und so selig sind. Und wenn die Alten eine Pause machen, rücken die Kleinen vor, und beten ihre Sprüche und Lieder auf, die sie in der Schule gelernt haben, und der alte Tobies führt die knöchernen Hände in einander, und horcht und lächelt still aus seinem Lehnstuhl vor, und in seinen matten Augen flimmert ein Glanz, wenn der Spruch oder Vers vom ewigen Leben handelt. —

O edler, herrlicher Tag! Der Herr heiligte Dich und segnete Dich! Du bist gesalbt von Ihm mitten unter Deinen Brüdern, wie Samuel sein Oelhorn nahm, und salbte David mitten unter seinen Brüdern!

Wohl, es ist noch ein besserer Sabbath vorhanden, als Du bist, ein Feiertag, wo aller Kampf sich endet und alle Schmerzen heilen, wo uns keine Todesbande mehr umfangen und keine Bäche Belials mehr erschrecken ewiglich. Du bist bei aller Deiner Herrlichkeit doch nur ein Schatten davon. Mildreicher Gott und Herr! wir danken Dir aber innigkindlich für dieses schwache Vorbild. So stärkt sich unser Herz drin auf der Erde Mühen, und kann sich gut auf Zions Leben bereiten. Wer hier die Harfe Davids fleißig rührt, der wird einst

am goldnen Saitenspiel sitzen, und Psalmen singen im höchsten Chor. O wie wird das Herz da wallen! Wie werden die Angesichte leuchten! Da werden deine Knechte vor gutem Muthe jauchzen, Herr Gott Zebaoth! Jes. 65, 8.

20.

Das Alpenhorn.

Das Alpenhorn hat in den hohen Gebirgen des Schweizerlandes außer der Anstimmung des Kuhreihens noch einen andern feierlichern und religiösen Gebrauch. Wenn die Sonne im Thal untergegangen ist, und das Licht des Himmels nur noch auf dem Gipfel der schneebedeckten Berge glimmt, dann nimmt der Senne, der auf dem höchsten Theil der Alpenreihe lebt, sein Horn und ruft durch sein Sprachrohr: „Lobt Gott, den Herrn!" Alle benachbarten Hirten treten, so wie sie diesen Laut hören, aus ihren Hütten, nehmen ihre Alpenhörner und wiederholen dieselben Worte. Dieß dauert oft eine Viertelstunde lang fort, und von den Bergen und längs der felsichten Schluchten

widerhallt der Name Gottes. Endlich erfolgt eine feierliche Stille. Alle beten, knieend und mit entblößten Häuptern. Mittlerweile ist es ganz dunkel worden. „Gute Nacht!“ ruft der höchste Hirte wieder durch sein Sprachrohr; „gute Nacht!“ tönt es wieder von allen Bergen und aus den Felsschluchten, den Hörnern der Hirten entgegen. Darauf legt sich jeder zur Ruhe nieder.

21.

Das Taglöhnersweib.

Ein Taglöhnersweib ist mit Kartoffelhacken beschäftigt. Am Rande des Feldes schläft ihr kleinstes Kind in einem Wägelein; neben ihr treibt sich ihr Knäblein von zwei Jahren herum. Da hält sie folgendes Selbstgespräch:

„So oft ich deinen Boden trete, du liebes Aeckerlein, so wird's mir allemal weich im Herzen. An dir allein weiß ich noch, daß wir auch einmal einen Hof und Güter vermocht haben. Es war die liebliche Morgenzeit in's Vaters Haus! Aber der Tag ist zeitlich schwülig worden. (Sie wischt den Schweiß von der Stirne.) — Mein guter

seliger Vater! Er hat wahrlich nicht gefeiert vom Morgen bis in die Nacht, und hat Einer seine Wirthschaft verstanden, so ist er's gewesen! Aber es sind harte Zeiten über ihn weggegangen, es hat ein rauher Wind durch seine grauen Haare geblasen, und der Vetter hat nicht schön an ihm gehandelt. Doch was rühr' ich wieder die bittre Erinnerung auf? Warum will ich des Vaters Sorg' und Thränen nicht vergessen, und er selber im Engel-Land weiß schon lang von keinem Kummer mehr? Er ist jetzt auch todt, der Vetter, und ich wünsch' ihm von Herzen die ewige Ruhe. —

Du liebes Aeckerlein! Du bist das Einzige, was wir noch unser nennen, auf der ganzen weiten Flur. Ein Wachholderbusch unter hohen Tannenbäumen, ein mageres Gaislein unter einer großen prächtigen Kuhheerd. Da breitet sich der Bärenbauer aus mit seinen fetten Gründen, daß man sie nicht auf einmal überschauen kann; da prangen Korn und Waizen, Erbsen und Flachs und alle Gattungen, daß seine Scheuern, schätz ich, zu eng sein werden. Unsre Sach' hergegen kann man mit einer Hand bedecken; unsre Erndte wird ein Sack voll Erdbirn sein. Und denk ich dran, was muß man sich erst kosten lassen, bis sie daheim im Keller sind? Wie manche Thür belaufen, wie schöne Wörtlein geben, daß einer aus Barmherzigkeit seinen Anspann leiht; wie oft daherzappeln, wie müd'

und elend sich schaffen, bis alles gepflügt, gesteckt, gehackt und gegraben ist!

(Sie richtet sich auf.)

Nein, wie einem der Rücken kracht! Mein' ich doch, ich könnt' mich nimmer grad machen! — Gelt, weiser König Salomo, so ein armes Taglöhnersweib hast du einmal betrachtet, und da ist dir der Spruch bekommen: „Es ist alles so voll Mühe, daß niemand ausreden kann."

Freilich, wenn sie einmal so roth und gelb in den Furchen liegen, wenn sie so heimlich durch's Kellerloch hinunterkollern, da redet man von keiner Plage mehr, da ist nur Herzensfreud und Gottessegen. Edle Frucht! Kostbares Gewächs! Stiller Wintertrost! Du, unser täglich Brod! Des Morgens eine Erdbirnsuppe, des Mittags ein Erdbirngemüse, des Abends Erdbirn in der Montur, — und dennoch ißt sich's keiner genug; sie schmecken immer auf's neu', sie werden je länger, je lieber. Absonderlich die Kindlein sind emsig drum her, wenn sie wie heller Eierdotter auf dem Tische schimmern; und sie schneiden alles draus, was man verlangen mag, — Ochsenfüß, Leberwürst und Goggelhopfen, und wenn einmal ein Bröselein Gänsfett drauf verschwimmt, ist's ein dickgeschmelzter Hefenknopf. Gott segne's euch, Kinder, und eurem Vater und eurer Mutter auch, und laß uns immer dabei zufrieden sein. Es ist ein köstlich Ding, wer

gottselig ist und lässet ihm genügen; denn wir haben nichts in die Welt gebracht, darum offenbar ist, wir werden auch nichts hinausbringen.

(Ihr Kind im Wagen schreit.)

O Annamile! ich thät schlafen, wenn ich du wär'! Schau, deine Mutter hat noch keine Zeit zum Hupfen und Tiriliren.

(Sie beruhigt das Kind und greift wieder zur Arbeit.)

Wir möchten's wohl leichter haben, mein Peter und ich, ohne die lieben kleinen Schreier. Eins noch in der Wiege, das andere kaum auf den Beinen, die drei ältern in der Schule, — es ist eine gütige Zugab zum Leben, aber man schleppt auch dran. Zuvörderst muß man für die hungrigen Schnäbel sorgen; wenn sie sie aufsperren wie die jungen Finken, es möcht einem ja 's Herz zerschneiden, wenn man sie ihnen nicht füllen könnte. Dann sucht man in der staubigen Truhe unter den alten Lumpen herum, oder zählt die Kreuzer und Pfennig aus den Bröseln im Schubsack heraus, ob's dem ein Röcklein, dem ein Höselein langt. Nachher ist das Schulgeld stehn geblieben, und will man doch auch am Sylvesterabend, wie ehrliche Leute, einen saubern Schluß machen. Ja, Kinder, ihr laßt einem was wissen, bis man euch in die Höhe bringt, das ist Gott bekannt! Aber wir wollen alles tragen und dulden, wenn ihr nur gedeiht.

Ich nähm' doch des Bärenbauern ganzen Hof gegen die Freude nicht, die das Elternherz an gutartenden Kindern hat. O du lieber Herr Gott! was ist das schon für eine Lust und Ergötzung, wenn sie in der Kinderlehre zum erstenmal aufsagen dürfen, — wenn der Kamerad frägt: „Wes Glaubens bist du?" und mein Kind faßt sich ein Herz unterm pauschenden Wamms, und bekennt zum erstenmal vor der Gemeine Gottes: „Ich bin ein Christ!" und der Vater schaut mit hellen, starken Augen von der Empor herunter, und die Mutter unten hat sich in den hintern Stühlen versteckt, und möcht' gern einhelfen, wenn's ein wenig stockt, und weint ihr Tüchlein naß, wenn's so munter fortgeht und so herzlich und so fromm.

(Ihr Knäblein hängt sich an ihr Kleid und tritt ihr auf die Füße.)

Paß mir doch auf, Kunnerle! Thu' deiner armen Mutter nicht weh! — Ach, es gedeihen nicht alle Kinder, es ist ein Sprichwort worden: Klein treten sie einem auf die Füße, Groß treten sie einem auf's Herz. Arme Schwester Kathrine, du hast's auch erfahren müssen. Ich seh dich noch deine Haar' zerraufen, ich hör dich noch die Stunde deines Gebährens verwünschen, und Gott verzeih dir's, was du selber für Schuld dran hast. Aber es hat mich oft gehärmt, daß du den Abschied des seligen Vaters so schlecht befolgt, und kein an=

dächtiges Gebet, kein eifriges Gotteswort in deinem Hause erhalten hast. Ach, mein Herr und Gott! bewahr' mich nur vor solchem Jammer und Herzeleid. Es ist ja augenfällig wahr, was der weise Sirach spricht: „Ein frommes Kind ist besser, denn tausend Gottlose. Es ist besser, ohne Kinder sterben, als gottlose Kinder haben."

Lieber Himmelsvater! Ich bitt dich, wie nur eine Mutter bitten kann: Laß meine Kinder im rechten Glauben aufwachsen, und züchtig, gerecht und gottselig durch die Welt sich bringen. Treuer Heiland, Jesus Christ! Ich bin ein blutarmes Weib; ich habe keine Schäflein dir zum Opfer, als meine Kinderlein. Die geb ich dir. Nimm sie freundlich an und laß sie deine Schäflein sein, bis sie einmal mit mir und meinem Peter im Himmel weiden. O Gott, heilger Geist, du Tröster werth! Du schaust nicht auf die hohen Giebel, und die großen Thore gefallen dir nicht vor andern; ein niederes Strohdach ist dir auch nicht zu schlecht, und durch eine kleine Thüre kannst auch den Weg finden. O komm und wohne bei uns allezeit! Geuß die Liebe Gottes über uns aus und Gottes süßen Frieden.

(Sie wendet sich zu ihrem Knaben.)

Kunnerle! Du wirst fromm werden, und deinem Vater nachgerathen, und in unsern alten Tagen uns trösten. Wenn der Mandelbaum blüht, und

die Hüter im Hause zittern, und sich krümmen die Starken — — — (sie hebt ihre Augen zum Himmel auf) Ja, Herr Zebaoth, Du bist der Trost Israels und ihr Nothhelfer! O Herr, du treuer Gott! Verwirf uns nicht im Alter; verlaß uns nicht, wenn wir schwach werden! —

Die Sonne senkt sich schon gegen die Eichenkronen, und der Vater wird nach der Suppe schmachten, wenn er von der Arbeit kommt; so muß ich's denn beschließen für heute. Behüt' dich Gott, liebes Aeckerlein!

(Sie huckt das größere Kind auf den Rücken, legt die Hacke über's Wägelein, und zieht dasselbe mit der freien Hand fort. Dabei singt sie, so gut's geht:)

Glori, Lob, Ehr' und Herrlichkeit
Sei Gott Vater und Sohn bereit,
Dem heil'gen Geist mit Namen.
Die göttlich Kraft
Mach uns sieghaft
Durch Jesum Christum. Amen.

22.

Franziska Romana.

(Eine Legende.)

Franziska Romana, die fromme Frau,
Saß im stillen Kämmerlein.
Sie weidet ihr Herz auf Gottes Au'
Im heiligen Betbüchlein.
Es war ihr so selig da innen tief,
Da die Seele betend durch's Büchlein lief.

Da schallt des Mannes Stimme so rauh
Hinab in's stille Gemach.
„Franziska, herauf! komm eilend, Frau!"
Und donnert dem Rufe nach.
Sie seufzt am Büchlein, doch zaudert sie nicht,
Zu genügen des Weibes theurer Pflicht.

Ihr Auge lächelt durch lichten Thau,
Die Hände regen sich flink,
Und so vollendet die fromme Frau
Des Gebieters Wort und Wink.
Drauf kehrt sie zurück mit der Sorg' allein:
Wo mag ich im Büchlein geblieben sein?

Die heil'ge Sorg' der heiligen Frau,
O sie war ihr schon bedacht!
Ihr Engel, schwebend aus Himmelsblau,
Hatte ihres Gehorsams Acht,
Und hatte mit güldner Schrift geschrieben
Den Vers, da die Beterin war geblieben.

23.

Göttliche Behütung.

In dem Tagebuche, das ich während meiner Anwesenheit im Bade Gastein, a. 1825, führte, steht ein Beweis der väterlichen Aufsicht und Beschirmung Gottes, wie wir wohl alle deren genug erzählen könnten, wenn nur unser Auge heller und unser Gedächtniß treuer wäre. Aber so achten wir viel zu wenig auf die Hand der Liebe, die uns überall umgiebt, und wenn wir auch einmal genöthigt sind zu rufen: Da hat mich doch der Herr sichtbarlich behütet! — so ist die Sache gewöhnlich bald wieder vergessen, ach, öfters ehe wir dem Wächter Israels noch recht innig dafür gedankt haben. Möge denn die folgende kurze Geschichte

dazu dienen, daß dieses und jenes Herz aufmerksamer und dankbarer werde.

Ich ging eines Morgens aus, um den Tag über in der hohen schönen Gebirgswelt herumzusteigen, wohin mich eben der Zug von Innen und Außen führen würde. Halb und halb hatte ich aber doch vor, dabei die Alpe meines Wirthes zu besuchen, wenn ich sie finden könnte, die auf der hintern Seite des Rathhausberges liegen und auf dem nächsten Pfade durch ein enges Nebenthal bei der Goldwäscherei Beckstein zu ersteigen sein sollte. Nachdem ich mich eine Zeit lang so hatte hinlaufen und von den dunkeln Wäldern, von den himmelhohen Felsen drüber, von den glänzenden, plätschernden und rauschenden Wasserfällen unterhalten lassen, was sie mir von ihrem mächtigen und gütigen Schöpfer zu sagen wußten und was ich bei meiner geringen Kenntniß ihrer Sprache vernahm, stand ich dann wirklich an der bezeichneten Stelle, wo rechts vom Gasteinflusse ein sehr schmales Thal sich öffnet. Ich trat hinein und wandelte auf einem manchmal ganz unmerkbar werdenden Fußpfade zwischen senkrecht sich aufthürmenden kahlen Felswänden und steilen mit Gras und Lerchenbäumen bewachsenen Höhen hin, vor mir im Grunde Gesträuch, oder nackte Steinhaufen oder kleine Weideplätze, bis das einsame Thal endlich hinten durch einen majestätischen Schneeberg meinem Blicke sich

schloß. Es war hier ein großer stiller Geist, dessen Anwehen ich heute noch spüren, aber nicht beschreiben kann.

Welch ein herrliches Schauspiel bot sich nun aber noch meinem Blicke zur Rechten dar! In einem Einschnitt der Bergwand stürzte ein tüchtiger Bach von seinem hohen Felsbette mehrere hundert Fuß herab. Das anfangs krystallhelle Gebirgswasser wandelte sich durch die Schnelligkeit des Falles bald in kochende Milch, noch weiter abwärts breitete es sich in tausend und abertausend Silberflocken aus, bis es unten in zahllosen Felstrümmern sich verlor, aus denen es sich still und heimlich wieder zum Bach zusammenwand. Da stand ich eine gute Weile, mit offnen Augen und anbetendem Herzen dieses Wunderwerk meines Gottes betrachtend.

Plötzlich hörte ich durch das Rauschen des Wasserfalles hindurch ein Donnern und Brausen über mir. Ich blickte auf und sahe dicht am Falle Felsblöcke und Steine gegen mich zustürzen, die in der Höhe sich abgelöst haben mußten und nun mit gewaltigem Lärm ihre Freiheit verkündigten, aber mit ihrem sausenden Zuge mich nicht erreichen konnten, sondern vor mir in dem Bergkessel unter ihren Legionen Brüdern sich begruben. Ich wurde wenig davon erschreckt, sondern verlor mich wieder in den köstlichen Anblick meines Wasserfalls. Endlich brach

ich auf und kletterte nun mit leichten Füßen und muthigem Herzen einen Alpenpfad hinan, den schwindlichte Leute nicht betreten werden. Er stieß in der Höhe an eine schroffe Felswand, an welche ein Steg gehängt war, der zur Mündung des Wasserfalles und damit in das Hochthal führte, in welchem die Sennerei meines Wirthes lag. Aber siehe, dieser Steg war hoch mit Felsstücken überdeckt, daß ich nur mühsam hinüber konnte. Wäre ich eine halbe Stunde früher hiehergekommen, so wäre ich zermalmt oder in die furchtbare Tiefe hinabgeschleudert worden.

Mein gütiger Gott, der du damals deinen schönen Wasserfall ganz allein für mich spielen ließest, damit er mich aufhielte, bis jene reifen Früchte vom Baum der Natur gefallen, wie soll ich dir danken? Ach, mein junges Leben war ja noch nicht reif für deine schöne Ewigkeit!

24.

Peter Parseval.

(Nach einer Erzählung in Otho's Krankentrost.)

Auf der Ostsee blauer Welle
In des Himmels Sonnenhelle
Steuert Peter Parseval.
„Meiner Fähre
Nah dich Wandler auf dem Meere,
Bring mich glücklich nach Reval.“ *)

Lübecks schöne reiche Güter
Drücken seine Fähre nieder
Und zur Heimath rollt die Fluth.
Frommen Sinnes
Freuet er sich des Gewinnes,
Weil er damit Gutes thut.

Finster wird es auf der Höhe,
Wetterwolken drohen Wehe,
Wehe über Meer und Land.
„Ach so ferne
Noch die Heimath, Herr der Sterne!
Decke uns mit Vaterhand.“

---

*) Hauptstadt in Esthland.

Und des Donners Stimme brüllet,
Und des Schiffes Tauwerk trillet
In der grausen Sturmeswuth.
Unter Blitzen
Tanzt das Schiff auf Wogenspitzen,
Fällt's in die gespalt'ne Fluth.

Und an dem verborg'nen Riffe
Bricht der Kiel dem schwanken Schiffe,
Sinkt es in der Wellen Graus.
„Hab Erbarmen,
Mein Erbarmer! denk der armen
Kinder mein im Vaterhaus."

Und ein Brett, ein dünnes schmales,
Trägt den Busen Parsevales
Auf der ungeheuern See.
Einsam hebet
Sich ein Fels, den er erstrebet,
Ueber die beschäumte See.

„Du, mein Fels, auf den ich baue,
Du mein Gott, auf den ich traue,
Sieh dein Kind im öden Meer."
Drei der Tage,
Drei der Nächte ohne Klage
Harrt er dort und schaut umher.

Sieh, da kommt mit finstern Tritten
Ueber's Meer ein Geist geschritten,
Finster ist sein Angesicht.
„Sohn der Schmerzen,
Deine Noth geht mir zu Herzen,
Aber Hilfe wird dir nicht."

„Fruchtlos harrest du der Retter,
Fruchtlos quälen Sturm und Wetter,
Durst und Hunger dein Gebein.
Sieh dieß Bette,
Diese süße Friedensstätte, —
Tauch dich in die Fluthen ein.

Und es schaut zur dunkeln Tiefe,
Obs sich's still und gut drin schliefe,
Tieferseufzend Parseval.
Und die Hände
Ringt er flehend: „Vater! sende
Meinem Dunkel deinen Strahl."

Sieh, da schwebt's mit Lichtgefieder,
Sieh ein Engel schwebt hernieder,
Strahlend ist sein Angesicht.
Auf nach Oben
Ist sein selig Aug' erhoben,
Aber Worte spricht er nicht.

Und so schwinden die Gestalten.
„Herr, ich traue deinem Walten,
Trost und Helfer Israels!“
Und es branden
Laut die Wogen, und es stranden
Zwei der Tonnen an dem Fels.

Weicher Betten dichte Hülle
Ist der einen theure Fülle,
Süße Früchte, gelb und roth,
Beut die zweite,
Daß der Dulder nimmer leide
Heißen Durst und Hungersnoth.

„Der euch sendet, sei gepreiset,
Der mich tränket, der mich speiset,
Der mich wärmt auf kaltem Meer.“
Unter Thränen
Stillt er seines Leibes Sehnen,
Harret still und schaut umher.

Wie die Dämmerung verkündet,
Daß die sieb'te Nacht entschwindet,
Wacht und betet Parseval.
„Ob ich träume?
Durch der Wogen Purpurschäume
Bricht ein Kiel mit hellem Schall.“

*

Und er rufet und er winket,
Aber ach, den Schiffern dünket
Dieß ein Geist im Dämmerschein.
Bange, bange
Wenden sie vom Felsenhange,
Von dem grauen Geisterstein.

Und er rufet und er winket,
Und sie fliehen und er sinket
An des kalten Felsen Brust
Ringend nieder:
„Herr! Gott! Vater! Menschenhüter!
Meine Noth ist dir bewußt!“

Ob ich wache, ob ich träume?
Durch der Wogen Purpurschäume
Bricht das Schiff zum grauen Stein.
Und sie nehmen
Unter Grüßen, unter Schämen
Ihren armen Bruder ein.

Wer ist je zu Schanden worden
Auf dem Meer und aller Orten,
Der dem Herrn vertrauet hat?
Wehet Winde,
Gottesboten, frisch und linde
Zu der theuern Vaterstadt!

25.

Hans und Veit
oder
der unfruchtbare Feigenbaum.

Hans. Horch, Veit, wollen wir auch einmal was Christliches treiben, weil's heute Sonntag ist, wir kommen doch nicht oft dazu; wollen wir einmal eins in der Bibel lesen.

Veit. Was denn?

Hans. Drück' deine Augen zu. Merk, jetzt schlag' ich auf geradewohl auf, und du tappst mit deinem Finger her. Treff's, was's trifft. So. Schau es ist der Lucä und akkurat beim 6. Vers. Aufgemerkt! (Er liest:)

„Er sagte ihnen aber dieß Gleichniß: Es hatte Einer einen Feigenbaum, der war gepflanzt in seinem Weinberge, und kam, und suchte Frucht darauf, und fand sie nicht. Da sprach er zu dem Weingärtner: Siehe, ich bin nun drei Jahre lang alle Jahre gekommen, und habe Frucht gesucht auf diesem Feigenbaum, und finde sie nicht. Haue ihn ab; was hindert er das Land? Er aber antwortete und sprach zu ihm: Herr, laß ihn noch dieß Jahr, bis daß ich um ihn grabe und bedünge ihn.

Ob er wollte Frucht bringen; wo nicht, so haue ihn darnach ab. Und er lehrte in einer Schule am Sabbath. Und siehe" —

Halt, es wird vordersamst genug sein. Viel lesen macht's nicht aus, sondern daß man's versteht. Veit, wie verstehst du das?

Veit. Wie? Gerade, wie es geschrieben steht. O ich hab' alles begriffen, bis auf den Feigenbaum, den kenn' ich nicht.

Hans. So will ich dir ordentlichen Bescheid geben. Die Feigen sind eine Frucht, wie Birnen so groß und wie Honig so süß, und man kriegt sie in der Apotheke; aber da wachsen sie nicht, sondern sie wachsen in der neuen Welt; und der Baum, auf dem sie wachsen, heißt der Feigenbaum.

Veit. So wohl, aha! Aber das andere versteh' ich alles leicht. Es ist ein fremder Baum, der mag keine Frucht geben; kommt der Herr, und will ihn weghauen; spricht der Gärtner: Herr, laß er ihn noch ein wenig stehen, ich will's noch mit ihm probiren, er möcht' übers Jährlein tragen. Wir finden's in unsern Ländern auch nicht besser. Zum Exempel, da hab' ich einen Nußbaum —

Hans. O du blinder Sir mit sammt deinem Nußbaum! Ist es denn nicht ein Gleichniß? Das bedeutet was Geistliches, und muß ausgelegt werden.

Veit. Leg' Er's lieber gleich aus, Herr Hans!

Hans. Das Gleichniß also sagt: „Es hatte Einer" — der Einer, es kann sich nicht fehlen, das muß Gott der Vater sein.

Veit. Es wird sich nicht fehlen; ich halt's auch dafür.

Hans. Auch dafür? Veit, es könnte ja auch Gott der Sohn sein. Warum ist es denn Gott der Sohn nicht?

Veit. Warum? Warum — Ich bitt' dich, Hans, laß die spitzigen Fragen, und sag's gerad' heraus, wenn's Gott der Sohn ist.

Hans. Gelt! das sieht wiederum nur die Wissenschaft. Der Herr Christus kann's dießmal nicht sein; denn wo thun wir sonst den Weingärtner hin? Der Weingärtner, das ist der Herr Christus.

Veit. Und der Feigenbaum?

Hans. Geduld! Am ersten vom Weinberg, nachher von den Bäumen drin. Frisch, Alter, was stellst du dir unterm Weinberg vor?

Veit. Was werd' ich mir vorstellen. Einen Buck, wo die Sonne brav hinbrennt und wo die zuckerigen Weinberlein wachsen.

Hans. O Veit, wie bist du so gar gescheidt! Hast wieder das Gleichniß verschwitzt. Der Weinberg — das ist die ganze weite Welt, die Gott der Herr hat hingestellt — halt ein wenig!

Wie heißt's? „Der war gepflanzt in seinem Weinberg." Wer hat gepflanzt? Ich zweifle nicht, der Weingärtner? Wer ist der Weingärtner? Der Herr Christus. Was hat der Herr Christus gepflanzt? Gevattersmann, dießmal möcht' ich mich schier vertappt haben. Der Weinberg bedeutet die Christenheit, und die Gewächser drinn sind die Christenleut', der Hans vergleichlich einer Muskateller-Reben und der Veit einer sauern Holzbirn.

Veit. Ich weiß nicht recht, es ist mir, wie wenn mir einer in's Ohr redete, wir seien alle zwei der Feigenbaum.

Hans. Sei doch nicht so dumm! Der Feigenbaum, da sind die Gottlosen, die schlechten Christen mit gemeint. Wir sind drum keine schlechten Christen; wir huren nicht und stehlen nicht, und führen so weit einen Wandel, wie man's von einem Christenmenschen verlangen kann. Wir bringen ja unsre Frucht.

Veit. Frucht. Leg mir's doch einmal deutlicher aus, was die Frucht bedeutet.

Hans. Ist's denn nicht schon deutlich genug? Frucht — das sind gute löbliche Werke, überhaupt, wie der Vikar Morgens gesagt hat, ein fr —, sag ich ein rechtschaffener Christenwandel.

Veit. Ein fr —, ein frommer Christenwan-

del, wirst recht haben, Herr Hans! Aber es wird mir immer wahrscheinlicher, wir sind alle zwei der unfruchtbare Feigenbaum.

Hans. Potz Schnitz! Willst du's besser wissen, weder ich? Geh' ich nicht alle Sonntage in die Kirche, wenn sonst nichts Pressantes auskommt? Geh' ich nicht zweimal des Jahrs zum heiligen Nachtmahl?

Veit. Ist alles wahr; aber sollte das schon die rechte Frucht sein? So schlecht mein Gedächtniß ist, fällt mir jetzt doch selber ein Sprüchlein von der Frucht ein. Es heißt: Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld — Geduld — ich kann's nicht weiter. Aber es ist hinlänglich. Wart ein wenig, daß ich mich recht fasse. Liebe — gelt, das ist die Liebe, daß dein Nachbar nicht an deinem Brunnentrog tränken darf. Freude — ja, solches muß man bekennen, die Freude ist bei dir zu finden; wenn du im Wirthshaus über den Tisch schlägst, da bist du vergnügt. Aber wie sieht's mit dem Frieden aus? Im Haus herum räsonniren, fluchen, zu Zeiten das Weib prügeln, das wird wohl der Frieden sein. Und deine Geduld — daß Gott erbarm! Regnet's acht Tage, gleich murrst: es wird noch alles verschwemmen; scheint acht Tage die liebe Sonne, gleich brummst: so muß doch alles verbrennen!

Hans. Du Sappermenter, du willst mich repromandiren? Du? Wer hat vergangen seinen

Stall verwünscht, weil ihm ein Ochs krepirt ist? Wer läßt Knecht und Magd sich schinden, und legt sich auf die faule Haut? Wer hat erst vor acht Tagen all' sein Geld verkartelt und noch einen Sternbrand heimgetragen? Wer?

Veit. Ich will mich nicht weiß brennen. Aber, o lieber Gevatter, es wird mir auf einmal hell, glockenhell über dieß Gleichniß. Und ich bleib dabei, wir sind alle zwei der unfruchtbare Feigenbaum.

Hans. Närrlein, sei doch vernünftig. Es kann drum nicht sein. Du mußt fein auch unser Gutes nicht vergessen. Z. E. haben wir nicht schon dann und wann Kerzen auf den Altar gestiftet? Und wie manches Stücklein Brod, wie manchen Löffel Schmalz geben wir den Armen. Sollt's auch nicht übermäßig sein, wir bringen doch unsre Frucht.

Veit. Ja, sie sind zu zählen, die Löffel Schmalz. Doch meinetwegen. Aber so behaupt' ich immer mit Grund, daß auf unserm Baum recht viel Narren*) und recht wenig Feigen wachsen. Und ich fürcht', unser Herrgott möchte nicht damit zufrieden sein.

Hans. A pa! Gott ist ein guter Mann, der nimmts nicht so genau.

Veit. Wahrlich, ein guter Herr muß er sein, langmüthig und geduldig, denn sonst wartet' er

*) Verdorbene Früchte.

nicht drei Jahre lang, ob denn der unnütze Baum keinen Taug geben will. Was sag' ich? Drei Jahre lang? Ach Hans, bei uns dürfen wir noch eine Nulle hinten dransetzen, und es langt noch nicht. Aber spricht er nicht endlich zum Weingärtner: „Hau ihn ab; was hindert er das Land?"

Hans. Mohren und Türken! Was man nicht alles erlebt. Mein Veit wird illuminirt; mein Veit predigt wie ein Pfarrer. Ha, ha, ha! Geh' her, jetzt will ich dir beweisen, daß es mit deiner Sache nichts ist. „Hau ihn ab," spricht der Herr zum Weingärtner, und läßt den Baum nach der Hand doch wieder stehen. Wie geht solches zu?

Veit. Wie?

Hans. Gelt, die Nuß ist dir zu hart. Bruderherz, ich will dir einen freundschaftlichen Rath ertheilen. In solche Dinge sollst du dich nicht versteigen; die sind dir zu hoch. Schuster, bleib bei deinem Leisten.

Veit. Hoch oder nieder — heute geht mir einmal das Herz auf. Und da fällt mir just was ein, das wird her passen. Erinnere dich, wie du im Frühjahr erbärmlich auf dem Schragen gelegen bist und aller Mensch an deinem Aufkommen verzweifelt hat. Da wird das Stündlein gewesen sein, wo der Herr von dir gesagt hat: „Hau ihn ab." Und wie ich fährten im Mühlbach um ein

Haar mit Roß und Wagen ersoffen wäre, ach, damals ist es gewesen, wo der Herr von mir gesagt hat: „Hau ihn ab." Aber der Herr Christus hat für uns gebeten: „Auf ein Jährlein noch!" O lieber Gott! Mein Jährlein ist schier herum; und wie sieht's mit der Frucht aus?

Hans. Veit, wenn du nicht bald aufhörst, komm ich noch ganz aus der Kundenanz, durch deine abgeschmackten Reden. Horch, ich glaub, der Vikar hat dich auch schon verwirrt.

Veit. Ja der Vikar, du bringst mich noch auf's rechte Kapitel. Ganz richtig, was das frische Umgraben und Bedüngen betrifft, das wird der Vikar sein. Der Weingärtner braucht seine Knechte. Und er wendet allen Eifer an, das muß ihm sein Feind nachsagen. — Aber, Hans, wenn unser Jährlein gar verstreicht und verschwindet, und es wird nicht besser mit uns, wie räth der gutherzige Weingärtner selber? „Wo nicht, so hau ihn darnach ab," räth er. Und wie wird's weiter heißen? „Er wird abgehauen und in's Feuer geworfen," wird's weiter heißen. — Gevatter! mir wird's angst und bang in deiner Stuben, ich muß in die Luft hinaus. Behüt' dich Gott! (Er geht fort.)

Hans. Der Lapp könnt' mich schier auch fürchten machen.

26.

Sprichwort.

Das sind allzuböse Bissen,
An denen die Gäste erwürgen müssen.

Was sind allzuböse Bissen? Wir denken hier füglich an die ungerechten Erwerbnisse jeder Art, namentlich aber, wenn man Wittwen, Waisen, Arme schindet; denn „die Thränen der Wittwen fließen wohl die Backen herab, sie schreien aber über sich wider den, der sie herausdringet,“ (Sir. 35.) u. s. f. Ihr fühlet es, nicht wahr? daß das allzuböse Bissen sind, an denen die Gäste erwürgen müssen. Es ist dann dasselbe hier im Sprichwort gesagt, was Sirach am 21. also zu lesen: „Wer sein Haus bauet mit andrer Leute Gut, der sammelt Steine ihm zum Grabe.“

Liebe Leser! Wir denken aber auch billig hiebei an die losen Weltfreuden, die leider schon so vielen Seelen, insonderheit junger Leute, den Tod gebracht haben. Aber wie mag man denn solche allzuböse Bissen essen? Sollte man nicht ein tiefes Grauen davor haben? Antwort: Freilich! Aber der Trakteur heißt Beelzebub und ist

ein schlauer Mann. Er trägt die tödtlichen Bissen in Gestalt der niedlichsten Bissen auf, weiß eine gar süße Brühe herumzugießen, einen gar schönen Schaum drauf zu schlagen ꝛc., daß die Leute ganz bezaubert davon und närrisch darauf werden, und mit blinder Gier das Gift verschlingen.

Oft sind die irdischen Genüsse einem Backwerk zu vergleichen, wo der untere Theil unschädlich wäre, aber eben der reizende farbige zuckerige Aufsatz enthält das Gift. Z. E. es geht Einer dann und wann in's Wirthshaus, verzehrt ruhig seinen Kipf und seine Maas Bier, spricht in ehrbaren Worten mit seinem Nachbar über Oekonomie u. dgl., und geht mit nüchternem Kopfe bei Zeiten wieder heim, — da wäre noch keine Sünde. Ein Andrer aber will noch ein paar Becher Schnapps, das leidige Kartenspiel, schandbare Worte, Narrentheidinge, freche Scherze ꝛc. daraufgesetzt haben, — da soll erst die rechte Freude drin stecken, und siehe — da ist das Gift darinnen! Ihr Betrogenen, — das sind allzuböse Bissen, an denen die Gäste erwürgen müssen!

Man könnte dafür aber auf die Unterlage, ich meine auf die zeitlichen Gaben, die man mit Mäßigkeit genießt, etwas wirklich Schönes und zugleich sehr Heilsames thun, das erst wahrhaft vergnügt machet und nähret in's ewige Leben: Stille Betrachtung der Güte Gottes, herzliche Dank-

sagung dem milden Geber, Belehrungen Unwissender über das Brod, vom Himmel gekommen, und den Vergeltsgott des Armen, dem man die andere Hälfte von seinem irdischen Brode gegeben hat.

27.

Vom reichen Thoren.

(Luc. 12, 16—21.)

„Es war ein reicher Mensch, des Feld hatte wohl getragen.“

Ein reicher Mensch also ist's, der uns hier dargestellt wird, und wir dürfen ihn eigentlich doch nicht hart anlassen, ehe er noch eine Ursache dazu gegeben hat, — ein reicher Mensch ist darum noch kein schlechter Mensch.

Man kann auch auf ehrbare Weise ansehnliche zeitliche Güter überkommen, sie können ein göttlicher Segen sein. Es giebt freilich einen Reichthum, wo es mit der Ehrbarkeit ein Ende hat, nämlich den man durch List und Betrug im Handel, durch Wucher mit seinen Geldern, durch Beraubung der Wittwen und Waisen u. dergl. an

sich bringt; der ist dann auch natürlich nicht ein göttlicher Segen zu nennen, sondern vielmehr ein Handgeld des Teufels, ein güldner Strick, damit man immer fester an die Pforte der Hölle gebunden wird. Wenn aber unter des Himmels Sonnenschein und Regen deine Saat lustig heranwächst, und die vollen Körner die Aehren und die vollen Garben deine Scheune füllen, oder wenn dein bürgerliches Gewerbe unter ehrlichem Betrieb gut von Statten geht, für dich und die Deinen das tägliche Brod und noch einen Ueberschuß abwirft rc., so kannst du auf eine honette Weise zu Vermögen kommen, und ist dieß dann in Wahrheit ein Segen Gottes.

Wie nun der Mann, von dem der Herr erzählt, früherhin mag reich geworden sein, so oder so, das lassen wir billig dahingestellt sein; heuer aber hatte sein Feld wohl getragen und das war ein göttlicher Segen.

Der liebe Gott hat aber, wie in allem, was er thut, so auch seine Absichten, wenn er dem Menschen zeitliche Wohlthaten bescheret, und ein Herz, welches durch Christum Abba, lieber Vater, zu ihm spricht, das verstehet ihn. Lasset uns jetzt sehen, ob der reiche Mensch hier auch in etwas verständig war, was da sei des Herrn Wille.

„Und er gedachte bei ihm selbst und sprach: Was soll ich thun? Ich habe nicht, da ich meine Früchte hinsammle.“

Es lassen sich Menschen denken, meine Leser, die in der nämlichen Lage nicht lange sich gefragt, sondern gleich das Rechte gedacht und ausgeführt hätten. Doch wollen wir den reichen Menschen auch jetzt noch unangetastet lassen; manche brauchen eben länger, bis sie Gottes Willen erkennen und einen guten Entschluß fassen.

Was er aber thun sollte? Vielleicht waren auf dem Aeckerlein seines Nachbarn die Aehren dünner gestanden, vielleicht hatte der Hagel einem andern Nachbarn und seinen sechs Kindern alle Feldhoffnung des Jahres zerschlagen, auf jeden Fall gab es auch dazumal Leutlein genug, die weder Acker, noch Frucht, noch Mittel, sich welche zu kaufen, besaßen; da hätte denn sein Ueberfluß, für den in seinen Scheunen kein Raum war, eine gute Unterkunft gefunden; zweifelsohne hätte er wohlzuthun und mitzutheilen nicht vergessen sollen, denn solche Opfer Gott wohlgefallen. Denn unter mehreren Absichten, die der milde Himmelsvater bei Verleihung zeitlichen Ueberflusses hat, ist diese eine hauptsächliche, daß der Mensch damit lerne nach seinem Bilde wohlthun und segnen, und durch Mittheilung irdischer Gaben im rechten Glauben sich selber Schätze sammle, die da bleiben in's ewige Leben.

Meint's aber der liebe Gott noch so weise, der Mensch meint's nicht selten um so thörichter.

Der Mensch von dem großen Feldertrag mochte lange hin und her gedacht haben, endlich entschloß er sich

„Und sprach: Das will ich thun, ich will meine Scheunen abbrechen und größere bauen, und will darein sammeln alles, was mir gewachsen ist, und meine Güter, und will sagen zu meiner Seele: liebe Seele, du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß, trink und habe guten Muth."

Jetzt offenbart sich der Mensch der Sünde, jetzt dürfen wir ihn nicht mehr schonen, denn er ist uns zum warnenden Exempel vorgestellt.

Das war also die Wirkung der reichlichen göttlichen Wohlthat, die ihn zu ähnlicher Mildthätigkeit gegen die Nächsten rühren wollte, daß er sein Herz vor den Darbenden zuschloß und nach Hamsterart alles nur für sich eintrug; das war also die Wirkung der freundlichen göttlichen Liebe, die sein Herz ergreifen und zu sich ziehen wollte, daß er nun nur auf das Vergängliche sah und auf das Vergängliche sein Heil baute. O des traurigen Erdensohnes!

Giebt's aber nicht auch in unsrer Zeit noch häufig solche traurige Erdenkinder, welche die edlern Triebe, Menschennoth zu lindern, das Herz der Armen zu erfreuen, nicht kennen, und mit außer-

ordentlicher Begier im Großen und Kleinen alles nur für sich zusammenraffen? Und wenn ihnen der Reichthum gelingt, dann sprechen viele wohl auch zu ihrer Seele: „liebe Seele, du hast nun einen großen Vorrath auf viele Jahre, dir kann's nimmer fehlen," und sind stolz und hoffen auf den ungewissen Reichthum und nicht auf den lebendigen Gott; und reden weiter: „habe nun Ruhe, du hast dein Ehrliches gearbeitet, und kannst nun schon feiern," und geben sich dem Müßiggang hin, welcher ein Anfang aller Laster genannt ist; und fahren fort: „iß, trink und habe guten Muth, laß dir's wohl sein in edeln Speisen und trefflichen Getränken und freu dich allerwege deines Lebens; man muß das Leben genießen, wenn man kann." Was ist's aber mit der Ruhe? und mit dem Essen und Trinken? und mit dem guten Muth? und — was ist das Ende?

Sollte einer meiner Leser wirklich glauben, daß der Mensch in den Dingen dieser Welt das wahre Glück finden könne? Daß die Seele, die da vom Himmel stammt, je werde in Wahrheit zu dem Staube sagen können: Du hast mich genährt und erquickt, gestärkt und lebensfroh gemacht? O glaube dieß doch keiner. Das ist ein beklagenswerther Zustand der Seele, wenn sie vom Wahne der Finsterniß bethört, sich abwendet von der lebendigen Quelle in der Höhe und ihr Dichten und

Trachten nach den Gütern dieser Erde richtet; denn eben weil sie nur Erde sind, kann die Seele in ihnen selber keinen wirklichen Genuß finden, und verzehrt sich in ungestilltem Sehnen, das endlich zu jenem Wurm wird, der nicht stirbt, und zu jenem Feuer, das nicht verlöscht.

Wie lebendig schwebt mir jetzt das Bild solch eines Reichen dieser Welt vor den Augen. Stolz und vertrauend blickt er auf seine Schätze hin, und doch zaget und fürchtet er und hat oft den nächtlichen Schlaf nicht, es möchte das Vergängliche auch bei ihm wieder vergehen. Die gerühmten und kostbaren Wollüste dieser Welt werden von ihm reichlich gekostet, und doch wird er nie befriedigt, wendet sich mit Ueberdruß von dem Alten und greifet mit falscher Hoffnung nach dem Neuen. Die Welt preiset ihn glückselig, — aber siehe sein Angesicht ist oft mürrisch und finster, und ach in gar manchen Stunden schlägt das Gewissen bange in seiner Brust. Ist das nun Ruhe? Ist das nun Labung? Ist das nun guter Muth? Und was sprach Gott zu dem reichen Menschen?

„Aber Gott sprach zu ihm: Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und wes wird's sein, das du bereitet hast?"

Wahrlich, ein Schauer durchdringt uns bei dieser plötzlichen Wendung, welche die Thorheit des

reichen Menschen so recht in's Licht stellt. Nicht einmal mehr einen scheinbaren Nutzen brachte ihm also all' sein vieles Gut, aber für jenseits brachte es ihm einen großen erschrecklichen Schaden.

Meine theuern Leser! spricht nicht Gott noch heute zu manchem solchen Reichen, da er sich eben recht zum guten Muthe anschicken wollte, durch eine plötzliche schwere Krankheit: „Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern?" Und wenn's auch länger bei ihm dauert, ist der Tod nicht das Gewisseste unter allen Menschenschicksalen? Wes wird's dann aber sein, das er bereitet hat? Vielleicht den hinterbleibenden Kindern, — aber zeitliches Gut ist nicht der rechte Segen für die Kinder der Sterbenden. Vielleicht lachenden Erben, — ein bittrer Gedanke! Soviel ist gewiß, er selber muß alle diese Herrlichkeit mit den Kräften des hinwelkenden Leibes schwinden sehen; die Köstlichkeiten seiner Tafel verwandeln sich in Arzeneigläser, seine weichen Polster werden zu einem harten Sterbelager, sein letzter Schmuck aus der Fülle seiner Schätze ist ein kostbares Leichengewand und ein prächtiger Sarg. Soviel ist gewiß, er selber wird von all' seiner Herrlichkeit nichts aus der Welt mit hinausbringen, als ein beschwertes Gewissen. Ja sie werden kommen verzagt mit dem Gewissen ihrer Sünden, und ihre eignen Sünden werden sie unter die Augen schelten. Was kann

solch ein Mensch drüben für ein andres Urtheil erwarten, als: „Gedenke, Sohn, Tochter, daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben?“ Und die ewige Pein harret hinter diesem Richterspruch. Darum sagt Sirach so richtig: O Tod, wie bitter bist du, wenn an dich gedenket ein Mensch, der gute Tage genug hat und ohne Sorge (verstehe besonders: ohne Sorge um seine Seligkeit) lebet.

„**Also gehet es, wer ihm Schätze sammelt, und ist nicht reich in Gott.**“

28.

Mammonsmacht.

N. ging in einer Geldverlegenheit zu einem sehr begüterten Nachbar, um eine mäßige Summe von demselben zu borgen. Der reiche Mann wollte sich anfangs zu nichts verstehen. Nach einiger Zeit jedoch gab er den vielen Bitten nach und ging an seinen Kasten, in welchem eine große Baarschaft gefangen lag. Als er ihn aber geöffnet hatte und seine lieben Thaler ansah, schloß er wieder zu, kam und sprach: „Nachbar, ich kann es nicht thun." N. drang mit neuen Bitten auf ihn ein und stellte ihm vor, daß er ja hinreichende Versicherung des Darlehens bekäme, auch wohl wüßte, wie er es in wenigen Tagen zurückempfangen würde. Damit brachte er ihn zum andernmal an den Kasten. Als der Geizhals aber nach seinen schönen Thalern greifen wollte, preßte sich sein Herz zusammen. Da schloß er auch dießmal wieder zu, kam und sprach: „Nachbar, ich kann es nicht thun." — Das ist die furchtbare Macht, welche der Mammon zuletzt über ein Herz gewinnt, das den Hang zum Irdischen nicht durch Gebet und Gotteswort bekämpfet. Da hat das Mährchen wohl einen Sinn, das Mährchen von einem schwarzen grimmigen Hunde, welcher auf der Geldkiste liegt und sie hütet.

29.

Die ehrliche Alte im Salzachthale.

„Daß die Augen des Herrn viel heller sind, denn die Sonne, und sehen alles, was die Menschen thun, und schauen auch in die heimlichen Winkel," hat der weise Sirach im 23. Kapitel gesagt. Wäre diese Wahrheit mehr im Gedächtniß und Herzen der Menschenkinder, es würde manches nicht geschehen, was nicht geschehen soll. Denn wie heißt ein Sprüchlein des Lügenvaters, das er gerne in die Ohren raunt und damit er so manches Herz zum Unrecht vollends leicht und lustig macht? „Immer zu, es sieht's ja niemand!"

Doch müßen wir zur Ehre des Christenthums bekennen, daß es noch immer auch Seelen giebt, welche der offnen hellen Augen des Herrn wohl eingedenk sind, und sich hüten, in eine Sünde zu willigen, säßen sie auch in einem entlegenen Winkel der Erde.

Solch eine Seele fanden wir in einem alten Mütterlein, das neben einem Korb voll Kirschen mit Wergspinnen beschäftigt am Wege saß. Die „Wir" sind nämlich Schreiber dieses, damals Hof-

meister (Kindererzieher), und drei seiner Zöglinge, mit welchen er eine Fuß- und Lustreise von Augsburg aus in die mittäglichen Gebirge machte; der einsame Weg aber war schon weit von der Vaterstadt, in dem obern Salzachgrund ohnweit des Marktes Mittersil und der Tyroler Grenze.

Weil es eben heißer Mittag und unser Gaumen ziemlich klebrig war, so wird's uns niemand hoch anrechnen, daß wir eher auf die rothen Kirschen als in das ehrliche Angesicht der Frau geschaut haben. Sie hatte auch gar nichts dagegen, wie die jungen Leutchen so ohne weiteres zugriffen, und faltete ihre runzeligen Wangen noch freundlicher, wie sie sich's so herzlich schmecken ließen. Wir bezahlten sie indeß nach geschehener Erquikkung reichlich, gaben nun auch ihrer unschuldigen Neugierde über das „Wer, Woher und Wohin?" gehörige Befriedigung, lächelten freundlich zu ihrer Verwunderung, wie das junge Blut ohne Noth und gar zu Fuß in die weite Welt hineinreisen möchte, und plauderten sonst noch über dieß und das mit ihr.

Beim Abschied fiel es dem Hofmeister ein, daß in der Gesellschaft ein Paar Schuhe vorhanden wären, die in Berchtesgaden nagelneu gekauft, aber schon nach dem ersten Tage für eines Jeden Füße zu groß, und für eines Jeden ohnedem belasteten Rücken zu schwer zum Mittragen erfun-

den worden waren. Ein Handwerksbürschlein, das von Natur mit etwas größeren Füßen und von Haus aus mit etwas kleinerem Beutel ausstaffirt worden sei, könnte sie wohl besser brauchen als wir, hatten wir unterwegs miteinander gedacht und geredet; es wollte uns aber selbiger Tage keines bekommen. Der Hofmeister meinte jetzt, am Mütterlein werde eins vorübergehen, und so setzte er die Schuhe vor ihren redlichen Blicken nieder, mit dem Ersuchen, sie dem ersten ganzen oder halben Barfüßer, wes Handwerks, wenn nur mit passenden Füßen, als vom lieben Herrgott bescheeret zu überantworten.

Das Mütterlein thut einen langen bedeutsamen messenden Blick auf die Schuhe, schlägt ihn dann auf, mild und feucht, und spricht: „Jo, scho racht.“ Und ihr Blick geht wie in ihr Inwendiges zurück, als ob er da etwas zu fragen hätte, und sie hebt ihn wiederum zu unsern Augen herzlichgut und herzlichbittend. Der Tone, meinte sie mit einem Seufzer, (es war ihr Sohn) hab' auch Füße, größer als wir, und doch noch wenig gute Schuhe getragen, und möchte halter schon lange solche, wenigstens für den Kirchengang. Und sie sei herzlich arm, es wäre redlich wahr, und wollten Kirschen und Spinnen, Geis und Tone kaum zu Brod, geschweige zu neuen Schuhen langen. Ob wir's dem Tone nicht wollten vom lieben Herrgott bescheeren lassen.

Es war keine andere Menschenseele um und neben uns, nur die Berge Gottes standen links und rechts in ihrer stillen Pracht. Die Wanderer wollten fernweg ziehen; die Frau konnte ja mit dem Anvertrauten thun, was sie wollte, denn sie blieb allein zurück. Nein, nicht allein. Gott, der Herr war um sie, der Herr, des Augen schauen an allen Orten beide die Bösen und Frommen. Und so rechnete sie: es ist besser, bloße Füße mit Gerechtigkeit, als gute Schuhe mit Unrecht. Wir aber rechneten, es sei am besten, gute Schuhe mit Gerechtigkeit, und sagten ihr zu, giengen und sahen hinauf zu den Bergen und zum Himmel drüber und zu dem, der Himmel und Berge gemacht hat und der gläubigen Menschenseele den Trost eines guten Gewissens schenkt und wahret.

30.

Sprichwort.

Ein ungerechter Pfenning frißt zehn gerechte.

Siehe da, ein feines Sprichwort, das ich, ehrlich gesagt, früher nicht kannte und erst neulich von einem lieben Manne meiner Gemeine gelernt habe. Sein Großvater hatte es oft im Munde. „Kinder, Kinder," sprach der Alte, „haltet eure Hände sauber. Ein ungerechter Pfenning frißt zehn gerechte."

Wie mancher hat sich und die Seinigen gut durchgebracht, so lange Gottesfurcht an seiner Seite war, wie im 128. Psalm steht: „Wohl dem, der den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen gehet! Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit; wohl dir, du hast es gut! Als ihn aber die leidige Angst beschlich, daß der himmlische Versorger in Zukunft sterben könne, oder die unsinnige Habbegier, reich zu werden an der Vergänglichkeit, — als er auf die Wege des Betrugs und Raubes trat, siehe da ging alles hinter sich.

Es geschieht aber nicht immer gleich. Manches Haus wird dick und fett von der Ungerechtig-

keit und brüstet sich eine geraume Zeit, bis sich heimlich die Schwindsucht ansetzt und der aufgedunsene Leib wieder einfällt. Oft geschieht's erst bei den Kindern und Kindeskindern, daß unser Sprichwort an's Tageslicht tritt; wie die Rostflecken auch nicht gleich das ganze Metall, sondern nach und nach verzehren.

O wenn man nur den Blick eines Erzengels borgen und nur den Bezirk eines Landgerichts damit überschauen könnte, was würde man da für einen Blick in das Walten einer heiligen Rache thun, die hier auf Erden schon furchtbar-herrlich waltet!

Doch, ihr Unredlichen, ob's auch gleich wieder zerflöße, was ihr durch Betrug und Raub zusammengebracht, das wäre noch der geringste Schaden. Wenn nur der Rost der Ungerechtigkeit nicht auch an euren Seelen haftete und fräße und immer weiter um sich greifend selber die andern guten Gedanken, Triebe, Grundsätze allmählich verdürbe. Das ist der eigentliche Jammer.

Nun siehe, es ist Einer da, der auch diesen Rost der Unredlichkeit und aller ihrer Sünden tilgen kann, wenn man ihm das beschädigte Herz bringt. Dieser Eine heißt — Jesus Christ, der mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufet. Denn das verdorbene Herz muß im Feuer durchglüht werden, wenn es wieder rein und gut werden soll, wie das verrostete Eisen. Lasset euch von

ihm helfen, ihr Betrüger und Diebe! Aber wenn ihr Gnade gefunden habt vor ihm und die Kraft seines Lebens, dann denket an Zachäi Wort: so ich jemand betrogen habe, das gebe ich vierfältig wieder;" und habt Pauli Spruch euer Lebelang vor Augen: „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr." Ephes. 4, 28.

31.

Wie ein Knabe von der Diebslust kurirt wird.

Ein Knabe von fünfzehn Jahren, der auch von der Freiheit gehört hatte, wurde von seinem Vater streng gehalten; das gefiel ihm nicht. Der Vater starb noch in selbigem Jahre und die Mutter führte kein linderes Regiment; das gefiel ihm noch weniger. Da setzte er seine Kappe auf die Seite und ging zum Thor hinaus und lief zu seinem Herrn Vetter. Es schwoll ihm die Brust vor Freude, wenn er sich vorstellte, was er dort für ein Freiheitsleben führen wollte. Er hatte aber dreißig Meilen bis zum Vetter und nur ein kleines

Reisegeld. Am dritten Abend trat er mit leerem Magen und Beutel in ein Dorf hinein; da stand ein stattliches Wirthshaus mit einem prächtigen Schilde: ein schwarzer Bär hielt mit seinen Tatzen einen goldnen Becher an das Maul, als ob er tränke. Den schaute der schmachtende Knabe an und ward ganz zornig, daß er ihn hätte herunterreißen mögen, denn es kam ihm vor, als ob ihn der Bär zum Besten haben wolle. In der Nähe erblickte er einen weißen Mann unter seiner Hausthüre; von diesem bekam er auf seinen „Guten Abend" einen recht freundlichen „Schönen Dank." Darüber faßte er ein Herz zu dem Manne und trat zu ihm hin, stellte ihm seine trübseligen Umstände vor und bat um ein Nachtquartier. Der Müller war ein gar leutseliger Mann, führte ihn unter sein Dach, ließ ihn den Abend mit sich essen und machte ihm ein Lager von Federbetten auf der Ofenbank.

Das Klappern der Mühle ließ den jungen Gast nicht viel schlafen; da gab er sich denn allerlei Betrachtungen hin und unter die lieblichen Bilder vom Vetterhaus mischte sich bange Sorge wegen seiner Weiterreise. Endlich hörte er noch ein kleines Geräusch in der Stube selber, in welcher er ganz allein sich befand. Er stand auf und bemerkte im hellen Mondenscheine eine Taschenuhr, die an einem Schränkchen hing. Im Augenblick

durchfuhr ihn der Gedanke, daß er sich da aus aller Noth helfen könnte, wenn er diese Uhr ganz leise herunterhäkelte und sich ganz sachte damit aus dem Staube machte. Dann würde er sie unterwegs verkaufen und noch gar zum Vetter fahren, wenn ihm das Laufen nicht mehr gefallen sollte. Diesen nützlichen Gedanken auszuführen, das schien ihm einmal sehr leicht. Denn das Fenster seiner Stube ging in den Garten und der Garten war nur mit einer niedrigen Mauer umgeben, über die es ein Kindersprung war.

Es erwachte in dem Knaben nun aber auch eine bessere Stimme. „Also willst du ein Dieb werden? Das wär' schlecht. Und wen willst du bestehlen? Die wackern Müllersleute, die dich steinfremden Menschen wie ein Kind aufgenommen und mit den besten Bissen gespeist und in ein weiches Federbett gelegt und dir die ganze Stube mit allem, was drin ist, anvertraut haben? Das wär' abscheulich!" Dann dachte er freilich wieder an die dreißig Stunden, die er noch zu seinem Vetter habe, und daß er bis auf den letzten Kreuzer abgebrannt sei, und daß die Noth kein Gebot habe, und daß die Müller reiche Leute seien ꝛc.

Es entstand nun ein rechter Streit in des Knaben Herzen. Bald siegte die böse, bald die gute Stimme. Zwanzigmal streckte er die Hand nach der Uhr aus und zwanzigmal zog er sie wie-

der zurück. Endlich brachte er die sündliche Begierde zum Schweigen; er nahm sich fest vor, die Uhr hängen zu lassen. Indessen hatte er trotz seiner Jugend doch schon genug Kenntniß des menschlichen Herzens, um dem Landfrieden nicht zu trauen. Er fürchtete ein neues Erwachen der Diebslust, wenn er noch länger mit dem reizenden Gute unter einer Decke zusammen wäre; darum hielt er's für's Beste, geschwind seine Kleider anzuziehen, zum Fenster hinaus in den Garten und über die Mauer in's Freie zu springen. Er eilte die Straße dahin, als ob er wirklich gestohlen hätte.

Doch kaum war er einige hundert Schritte gelaufen, so stand er still und trocknete sich die Stirne, und rieb sich die Stirne, und schlug an die Stirne und sprach: „O wenn ich nur die Uhr mitgenommen hätte!" Er wendete den sehnsüchtigen Blick nach der Mühle zurück, und war schon daran, wieder umzukehren und über die Mauer in den Garten und durch das Fenster in die Stube zu steigen und einen kühnen Griff zu thun. Doch da fingen die Hunde im Dorfe zu bellen an, und da schien es ihm nicht mehr geheuer, sondern er machte vorwärts und rannte etliche Stunden gerade auf der Straße fort.

Nun ging der Mond hinunter, der Himmel bedeckte sich mit Wolken, es wurde rabenschwarze Nacht, und der Knabe verlor die Straße. So

irrte er denn ohne Weg und Steg in der grausigen Finsterniß herum, bis er endlich einen Hügel hinaufkam, über Steine stolperte und ermattet niedersank. Er rief noch einmal: „O wenn ich doch die Uhr mitgenommen hätte!" streckte sich dann und entschlief. So lag er ohngefähr drei Stunden. Es träumte ihm, daß er wirklich die Müllersuhr weggekriegt habe, und er hörte mit Vergnügen ihren richtigen Gang an seinem Ohre, und ließ die dicke silberne Kette mit Wohlbehagen durch die Finger laufen.

Mittlerweile war es Morgen geworden, die liebe Sonne ging herauf und warf ihre goldnen Frühstrahlen in des Schläfers Angesicht. Er erwachte, besann sich ein wenig und blickte dann herum. Aber wo war denn der gute Junge? Es war nicht mehr und weniger als der helle lichte Galgen, unter dem er dalag. Die Steine, worüber er in der Nacht gestolpert, waren Menschenknochen, und über ihnen schwebte ein erst vor kurzem Gehenkter. Mit Entsetzen sprang er auf. Der Gehenkte war schwarz im Gesicht und seine Zunge hing weit heraus. Die Zunge hing eigentlich ganz still, aber es kam unserm guten Knaben vor, als ob sie sich wie ein Glockenschwengel hin und her bewegte und die Worte dröhnte: „Des Müllers Uhr hab' ich gestohlen, drum bin ich gehenkt worden."

Zitternd und bebend stand er einige Minuten

da, dann fiel er plötzlich auf seine Kniee und that aus heißem Herzen ein Dankgebet, daß der Herr doch ihn vor des Müllers Uhr behütet habe. Zugleich brachte er Gott ein heiliges Gelübde unter tausend Thränen. Drauf lief er fort, aber nicht zum Vetter, sondern zur lieben Mutter heim. Er hat auch seine Tage nicht mehr an's Stehlen gedacht.

32.

Der Spätherbst.

(Gottfried und Christian, die Verwalterssöhne, wandeln draußen.)

Christian. Wie trüb hängt der Himmel über der öden Erde!

Gottfried. Das Jahr wird alt, Bruder! Es zittert schon der Altersfrost über die Stoppelfelder.

Christ. Wie stumm liegt der Wald! Nur daß die Blätter im leisen Winde herunterristern, ganz geisterhaft.

Gottfr. Da an die Höhe hin haben sie den Flachs gebreitet; da liegt er unter Reif und Regen,

daß ihm sein rauher Leib leichter herabgehe. Es hat alles seinen Nutzen.

Christ. Sieh doch, wie die Heerde so matt von der gelben Wiese zieht! Ihre Glocken läuten wie Abendgebetglocken.

Gottfr. Sie dankt noch für das Maigras, nun sie wenig findet zwischen den Zeitlosen.

Christ. Die winden sich zu fahlen Todtenkränzen.

Gottfr. Für ihre Mutter, für die Natur, die über dem Segenspenden stirbt. —

Christ. Mir wird's immer so wehmüthig bei diesem Sterben der Natur. Es läßt mich tief fühlen, daß auf dieser Erde Alles der Eitelkeit und Vergänglichkeit hingegeben ist. So stirbt auch manche schöne Hoffnung, manche edle Freude, und die Blüthe unsrer Jugend, und Alles hin.

Gottfr. Alles, Christian? O das nicht! Selbst in der sterbenden Natur leuchtet die Sonne fort; sie wird bald wieder durch den dunkeln Wolkenschleier dringen. Und über dem hinfälligen Menschenwesen strahlt die höhere Sonne, strahlet Gottes Wort ohn' Aufhören. Das schafft die edelsten Freuden und die schönsten Hoffnungen, die auch im Winter blühen; das schafft eine ewige Jugend im Herzen.

Christ. Doch tritt die Sonne jetzt ferner, und der Winter kommt!? So tritt auch oft Christus ferner, und es wird recht winterlich im Herzen.

Gottfr. Ich kenne diese Herzenswinter wohl. Doch laß nur uns nicht ferne von Ihm treten, dann hat's keine Noth, wie öd' und kalt sich's auch im Herzen fühlen sollte. Er, Christian, Er scheint nur wegzugehen, wenn sein Trost sich im Herzen der Seinen verliert; aber tiefinnen und stillverborgen schaffet seine Liebe fort. Da folgt dann auf jeden solchen Winter ein schönerer Frühling, wo die Bächlein voller fließen und die Aue reicher blüht!

Christ. Aber doch auch wieder ein Herbst mit seinen Schauern! — So wechseln Freud' und Leid im Herzen, bis das arme Herz bricht.

Gottfr. Und sterben wir nicht wohl, wenn wir Christi sind?

Christ. Ach ja, mein Bruder! Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben.

Gottfr. Drum muthig durch alle Sommer und Winter hindurch! Mit Ihm wird's immer besser und einst ewig herrlich. —

Christ. Ich möchte im Spätherbst sterben. Ich meine, es schläft sich heimlicher unter der Nebeldecke, als wenn die Schwalben über dem Grabe lärmen. Und die Seele bricht durch Trüb und Dunkel nur desto freudiger in's goldne Licht.

Gottfr. Es stirbt sich wohl auch im Frühling schön. Wie wenn uns ein freundlicher Knabe zu seinem frommen Vater führt; oder wenn man

über einen grünen Rasen in den Blumengarten des Fürsten wandelt. Und alle Frühlingspracht der Erde lockt doch nur zu dem ewigen Frühling.

(Sie gehen eine Zeit lang stille neben einander hin.)

Gottfr. Schau nur, wie die Zugvögel über die kahlen Gefilde streben! Sie wissen auch, daß über Berg und Meer eine lieblichere Heimath lacht.

Christ. (seufzend) Freilich, manche erreichen sie doch nicht, stürzen in die trügrischen Netze, oder werden so müde, so müde, daß der Raubvogel sie erhascht.

Gottfr. (drückt ihn liebend an sich) Und wir sind Dem zum Raub gegeben, der uns nicht verderbt, sondern selber mit Adlersflügeln über Berg und Thal, über Länder und Meere nach der Frühlingsheimath trägt.

33.

Sprichwort.

Glück und Glas —
Wie bald bricht das!

So pflegen die Leute zu sagen, wenn sie ein Trinkglas zerbrochen haben, und wissen sich damit zu trösten. Und wenn die schwarzen Gäste aus einem Hause gehen und eine geliebte Leiche auf den Gottesacker tragen und aus der Wohnung der Heiterkeit ein Klagehaus wird, hört man auch manchmal dieses Sprichwort und mit dem Troste hält's schwerer. Aber es ist einmal nicht zu ändern, ihr Trauernden! Der weise König hat längst gesagt: Es ist alles eitel, — Alles nehmlich, was dieser Erde angehört.

Denn es giebt doch ein Glück, das nicht bricht, sondern immer fester, größer, heller und seliger wird, bis es in vollkommene und ewige Freude ausgeht. Hast du es schon gefunden, theurer Leser? Dann bist auch du ein Gebenedeiter des Herrn bei allen Thränen, die „unterm Monde geweint" werden. Oder kennst es noch nicht, willst es aber doch finden? Ein gewisser Paulus

hat's einem gewissen Kerkermeister gezeigt, da er sprach: „Glaube an den Herrn Jesum, so wirst du und dein Haus selig.“ Apost. Gesch. 16, 31.

Aber da schüttelt mein Nachbar den Kopf und spricht, „Dieses Glück könne doch auch brechen! Wenn einer im Glauben an Christum sich schon selig befinde, er gerathe dann aber wieder in die Gemeinschaft der Finsterniß, siehe — so liege das schöne Glas in Scherben.“ Die Rede hat allerdings einen starken Schein und wir müssen ihr nachdenken.

Lieber Nachbarsmann! Soviel mußt du vor der Hand doch zugestehen, daß Christus, von den Todten auferstanden, hinfort nicht mehr stirbt, und daß dir niemand Christum aus dem Hause trägt, wenn du ihn nicht von dir lassen willst. Dann darf vor der Hand auch das zum Trost unserer Schwachheit behauptet werden, daß das Horn unsers Heiles nicht gleich in Stücken geht, wenn wir aus Unvorsichtigkeit hin und wieder dran stoßen, daß wir nicht gleich den Antheil am Himmelreich verlieren, wenn wir aus menschlicher Schwachheit noch sündigen; da spricht Johannes: Und ob jemand sündiget, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christ, der gerecht ist.

„Wie aber,“ fährst du fort, „wenn ein begnadigtes Gotteskind wieder gänzlich umschlägt und ein verlornes Kind dieser Welt wird?“ Lie-

der Nachbarsmann, weißt du viele solche Fälle aufzuzählen, wo dieses schon geschehen ist? wo ein geretteter Sünder am Herzen Jesu lag und von seinem Himmelbrode zehrte, und dann wieder mit dem Teufel Brüderschaft schloß und sich am Träbertrog behagte? Dieser Fälle werden wenige sein. Aber ich gebe zu: es kann geschehen. „Wie aber dann?" dringest du weiter. „Also hab' ich doch recht, also bricht doch auch dieses Glas, wenn gleich nur in seltenen Fällen?" Lieber Nachbar, eigentlich auch in diesen nicht, wenn du die Sache genauer überlegen willst; eigentlich verhält sich die Sache dann also: Solch ein unglückseliger Thor, von dem du redest, hat zwar das schöne Glas von sich geworfen und gar mit verruchten Füßen darauf getreten, aber es ist nicht davon zerbrochen; sondern der Herr hat es stille aufgehoben und einem Andern in die Hände gelegt, der es besser in Ehren hält. Dieser trinkt nun mit seligen Lippen den Lebenstrank daraus, von welchem es heißt: „Wer davon trinken wird, den wird ewiglich nicht dürsten."

34.

Das Gleichniß vom Fischzug.

(Matth. 13, 47. 48.)

Ein alter frommer Fischer und seine Söhne Thomas und Martin standen am Ufer des Altmühlflusses. Es war eine dunkle kalte Nacht im Spätherbst. Dichter Nebel lag über der kahlen Wiese, umzog die Berge, welche das schmale Thal einschließen, und verhüllte das Sternenlicht. Zwei Fackeln waren am Ufer aufgesteckt und warfen ihren unsichern Schein in den Nebel und auf das stille tiefe Wasser. Der Greis und seine kräftigen Söhne hatten eine kleine Bucht mit dem Netze umschlossen und waren eben schweigend beschäftigt, dasselbe an's Land zu ziehen. Da sie an den obenschwimmenden Korkhölzern häufige Stöße wahrnahmen, so konnten sie hoffen, einen guten Fang zu thun. Wirklich wurde auch das Netz schwerer, je näher sie es an's Land brachten, und als sie es mit einem lauten Ruf vollends herauswarfen, da war unter dem Gras und Schlamm des Flusses ein erfreulich Regen, Platschen und Schlagen. Der Fischer setzte sich nun auf die landeinwärts-gekehrte Spitze des befestigten Kahnes und seine Söhne

am aufsteigenden Ufer nieder, den schönen Fang zu prüfen und zu sichten. Da entspann sich unter den frommen Leuten folgendes Gespräch.

Fischer. Dem Herrn sei Dank, Kinder! es giebt allerhand und auch große drunter. So können wir der Kronenwirthin auf morgen helfen.

Thomas. Und der alten Mutter Zucker und Kaffee kaufen, — da für diesen Brachsen; er mag immer ein Pfunder drei wiegen, — es friert sie gar arg in solchen kalten Tagen.

Fischer. Frisch mit ihm in's Faß hinein! Er kriegt Gesellschaft. — Aber schauet, da ist ein gewachsener Hecht, der rührt sich nimmer. Schaut doch, dem hängt die Angelschnur zum Maul heraus *). Es ist ein gefräßiges Thier um einen Hecht; er kriegt nimmer genug. Alterle, diesmal hast du dein Maul verbrennt! Du wärst gern wieder davon gewesen, aber was hat's geholfen? Das Eisen steckt einmal im Leib drinnen. — Es giebt manchen solchen Hecht, Kinder, der nur immer den Rachen aufreißt und Alles verschlingt, so manches gierige unersättliche Raubthier unter den Menschenkindern. Da zappelt ein kleines Fischlein, ein armes Waislein, bei dem nicht viel zu holen ist,

*) Die Hechte werden noch hin und wieder an gelegten Angeln gefangen, an welchen ein lebendiges Fischlein als Köder befestigt ist. Größere Hechte reißen manchmal die Angelschnur ab.

das so schon an der Schnur der Trübsal hängt, — husch, drauf los und hinein mit! Alterle, es wird dir eine gesegnete Mahlzeit zu wünschen sein. Was gilt's, die Angel ist auch mit hinunter? Was hilft's dir, losreißen und fort mit in deinen dunkeln Tümpfel, in deine verborgene dunkle Kammer zu den rußigen Geldsäcken? Es wird dir schlecht bekommen, fürcht' ich. Das Eisen steckt im Leib und hat einen Widerhaken; da ist immer Sorg' und Furcht im Herzen, Angst und Unruh' im Gewissen, eine schlechte Hoffnung und zuletzt der Tod.

Martin. Vater, ich bin froh, daß wir nicht viel haben; gelüstet's uns nicht nach mehr. — Werft den Ruppen in's Faß; das ist ein Bissen für den Herrn Kammerdirektor. Und, Vater, da liegt ein langer Kerl und ist auch krepirt.

Fischer. Ei, was ist dem begegnet? (er betrachtet ihn) Guter Freund, du hast eins auf den Pelz bekommen; du bist zu hoch hinauf, da die Sonne freundlich geschienen, und da hat der Jäger seine Büchse probirt. — Das ist der Hochmuth, Kinder! Wie bei den Fischen, so bei den Menschen. Wenn's regnet und schneit, wenn's Wassersuppen und eine kalte Stube giebt, ja da hält sich das menschliche Herz leicht herunter zu den Niedrigen. Aber wenn der Himmel hell wird und die Luft warm weht, wenn es ohne Kummer nach Wünschen geht, da bläht sich das eitle Herz

und — allons in die Höh'! Thörichter Bursch, es kommt ein Knall und schmerzlicher Fall. Wärst du hübsch unten blieben im kühlen stillen Grund. (er wirft ihn auf die Wiese) 's Ist Schade für ihn, s' war ein großer schöner Fisch.

Thomas. Ich will meiner Lebtage ein geringer Mann bleiben. Ein Fischer, still und demüthig, am Galliläischen Meer. — Sehet, ein par feine Schleihen! Aber einen ganz großen haben wir noch nicht im Faß. Da unten arbeitet's, Martin, da stecken erst die rechten.

Fischer. Nur gemach! Brechet mir die Dörner ordentlich aus dem Netze, daß es kein Loch giebt. — Hört, Buben, ich hab' jetzt schon manches Jährlein dieses Wasser gefischt im Herbst und Frühjahr, in hellen und finstern Nächten. Nun, es zieht just nicht jedweder den Hut vor einem Fischer herunter; aber ich hab' meine Nahrung davon gewonnen mit Redlichkeit und hab' sie hingenommen mit Danksagung gegen den Herrn. Sterb' ich heut' oder morgen, so soll der Pacht auf euch übergehen, ich hab's Versprechen vom Herrn Grafen; so könnet ihr euch auch ehrlich darauf fortbringen, und weiter braucht's ja keinen großen Respekt von den Menschen. Es ist ja wahrlich genug, daß euch der Sohn Gottes so hoch geachtet hat, daß ihr sollt in seinem Reich ewiglich leben. Kinder, laßt mich ruhig sterben und bleibet bei Ihm!

Was find' ich noch unterm Moos und Schlamm? Einen jungen Barben, mürb und breit. Den hat die Mühle zerdrückt; der ist als der Herr Ohne-Sorg und Guts-Muths herum geschwommen, da hat ihn der Zug erwischt und platsch — durch's Mühlenrad! Armer Tropf, du hast dein Theil! — So geht's den jungen, unbedachtsamen, leichtfertigen Leuten, die so lange herum spielen und tanzen, bis sie der starke Zug der Welt überwältigt und — es ist kein Aufhalten — durch das mörderische Mühlenrad der Sünd' und Schande treibt. Arme Tropfen, ihr seid zerdrückt und zerquetscht, daß keine ganze Rippe mehr an euch ist! X

(Thomas und Martin seufzen.)

Thomas. Lieber Vater, es wird der letzte faule sein, das Netz wird allgemach leer. Nein doch, nein doch, betracht' ein Mensch! da ist noch eine ganze Karpfenverwandtschaft, Vater und Mutter und drei halbgewachsene Kinder.

Martin. Wie die glänzen, wie die schlüpfen!

Fischer. Das sind noch ein paar gewichtige zum guten Ende. Gehet hinein zu den guten Fischen Gottlob, das Faß ist ordentlich voll worden.

Liebe Söhne! Es schauert mich auf einmal bis in's Herz, und es ist nicht die Kälte allein. Wie wir so dasitzen und leeren das Netz und sondern die guten von den faulen Fischen, so muß ich dran denken, wie unser Heiland eben so ein

Gleichniß anführt und wie er weiter spricht: „Also wird es auch am Ende der Welt gehen; die Engel werden ausgehen und die Bösen von den Gerechten scheiden.“ O lieber Herr! Das wird eine Arbeit, eine Herrlichkeit und ein Elend sein! Ach, daß wir unter den Guten erfunden werden möchten! Bewahr' uns, du Hort, auf den wir trauen, bewahr' uns vor dem Willen des Fleisches, vor dem Zug der Welt und vor dem höllischen Jäger! Unter den Gerechten möchten wir stehen, wenn deine heiligen Engel fertig sind. Ja, Gott, diesen Fischen da hilft ihre Gutheit wenig; sie sind so wie so verloren. Aber die deine heiligen Engel als gerecht befinden, die werden aus den trüben Wassern dieser Erden in ein seliges Element versetzt. Dazu hilf uns, dazu hilf uns allen, lieber Herre Gott! — Machet, Buben, bringt alles in Ordnung, wir wollen heim.

Da der alte fromme Fischer dieß gesprochen hatte, eilten sich seine Söhne schweigend. Also fuhren sie bald beim blassen Schein ihrer Fackeln durch den Nebel des stillen kalten Flusses hinab.

35.

Die goldnen Forellen.

Die Forellen haben bekanntlich schöne röthliche Flecken am Leib, die, wenn die Sonne in's helle Gebirgswasser scheint, wie golden herschimmern; aber die Forellen, von denen ich heut' erzähle, waren ganz von Gold und dazu von Dukatengold.

Ein reicher Kaufmann in Hamburg, Namens Böhl, hatte eine Gesellschaft von dreißig Personen zu Gast gebeten. Die Hausfrau wollte als die Krone des Gastmahls ein Gericht Forellen geben, die dort und damals etwas sehr Rares waren und per Stück mit einem Dukaten bezahlt werden mußten. Der Mann aber sprach: Wir könnten es zwar thun, liebe Frau, ohne dadurch arm zu werden; aber ich halte solch einen Aufwand doch für sündlich, und darum wollen wir ihn unterlassen. Nicht wahr, meine Liebe, du beruhigst dich? Denk' nur, wie vielen Armen man mit diesem Gelde helfen könnte. Nun aber waren dem Kaufmanne die Armen in den Sinn gekommen, und daß er darum noch nicht arm wäre, wenn er dreißig Dukaten weniger hätte; so sprach er denn weiter: Weißt du was, meine Theure, wir

wollen doch die Forellen geben, aber ohne Essig und Oel. Die Hausfrau, die ihren Mann in etwas kannte, lächelte und sie redeten noch ein wenig miteinander.

Die Mahlzeit kam heran und nachdem einige Gerichte abgespeist waren, wurde eine zugedeckte Schale auf den Tisch gesetzt. Der Kaufmann sprach: Meine werthen Gäste, das sind die Forellen, die ihnen die Hausfrau zugedacht hat. Er nahm hierauf den Deckel von der Schale, in welcher statt dreißig Fischen ebensoviel blanke Dukaten lagen, erklärte dann den Gästen, daß er und seine Frau bei näherer Ueberlegung sich doch ein Gewissen daraus gemacht hätten, eine so kostbare Speise auf ihren bürgerlichen Tisch zu bringen, während viele Arme ringsumher nicht genug schwarzes Brod hätten, und bat, daß jeder Gast so gütig sein möchte, statt einer Forelle den Werth derselben zu nehmen und denselben an irgend einen Hilfsbedürftigen weiterzugeben. Wir sehen Sie, fuhr er fort, für viel zu menschenfreundlich an, als daß Sie nicht diesem Gericht Ihren Beifall schenken sollten. — Die Gäste waren überrascht, fühlten aber das Edle in der Handlung ihres Wirthes und einer rief sogar: Ei, so soll jeder von uns einen Dukaten dazulegen, um die liebe Armuth desto besser erfreuen zu können. Und so geschah es.

36.

Sprichwort.

Viele Pfennige machen auch einen Thaler.

Dieses Sprichwort praktiziren die sparsamen Hauswirthe, und die Erfahrung lehrt, daß sie auf diese Weise gar manchen schönen Thaler in den Schrank bringen.

Es liegt mir aber jetzt eher daran, meinen lieben Lesern die Thaler aus dem Schrank, als in denselben zu bringen; oder wenigstens die Pfennige.

Ihr werdet wohl meist schon gehört haben, daß es noch erstaunlich viele arme, blinde, tiefversunkene, zeitlich und geistlich höchst unglückliche Heiden giebt, daß aber in diesen Tagen eine große freudige Veränderung auf dem Erdboden vor sich geht, daß viele gottgeheiligte Prediger in alle Theile der Welt zu den elenden Wilden das seligmachende Evangelium tragen, und daß man durch Geldbeiträge zum Unterhalt dieser Prediger, zu Bibeln für die armen Heiden u. s. w. an diesem köstlichen Werke gesegneten Antheil nehmen könne, wenn man gleich ruhig zu Hause bleibt.

Ich weiß nun, es sind manche unter euch, die möchten auch etwas thun zur Förderung dieser

heiligen, herrlichen Angelegenheit, möchten auch einmal im Himmel von diesem oder jenem erretteten Wilden einen dankbaren Händedruck empfangen; aber ihr scheuet euch mit Pfennigen oder Kreuzern anzurücken, und seid doch zu arm zu Zwölfern und Thalern. Aber ihr lieben mitleidigen Leute, was wollet ihr euch scheuen? Denket doch nur an das Sprichwort:

Viele Pfennige machen auch einen Thaler.

37.

Der Heiduck.

Bald nach seiner Vermählung führte der Graf Podotsky seine junge Gattin von Wien nach Gallizien, wo er, unfern von Krakau, ein Stammgut besaß. Die sonst grundlos tiefen Wege waren vom Frost gebahnt, und mit Windesschnelle flog der Schlitten über den gefrornen Schnee. Von zwei Dienern die der Graf mitgenommen, war der eine voraus, um Pferde zu bestellen, der andere, ein Heiduck, begleitete ihn. Schon waren sie dem Orte ihrer Bestimmung nicht mehr fern, nur einmal mußten sie noch die Pferde wechseln,

als ein Rudel Wölfe, vom Hunger aus dem Gebirge vertrieben, die Pferde witternd, mit schrecklichem Gebrüll sich ihnen nahte. Mehr von Furcht als von Peitsch' und Sporn getrieben, jagten die Pferde mit aufgesträubten Mähnen davon. Aber die Wölfe folgten noch schneller. Der Heiduck bat den Grafen, ob es ihm vergönnt sei, den Bestien sein Pferd Preis zu geben; während sie damit beschäftigt seien, die Beute zu erhaschen und zu verzehren, könnte man vielleicht den nächsten Ort erreichen. Der Graf willigte unbedenklich ein. Sogleich sprang der Heiduck vom Pferde, trieb es aus dem Fahrwege und sprang auf den Schlitten; die Wölfe aber jagten seinem Pferde nach, das sie bald ereilten, umkreisten und zerrissen. Doch dadurch war nur kurze Frist gewonnen. Durch den Genuß des Fleisches war die Schaar nur noch mordbegieriger geworden und mit rasender Wuth jagten sie auf's neue dem Schlitten nach. Zwar sahen die Reisenden schon in der Ferne die Stadt, die sie zu erreichen gedachten; aber noch lag ein tiefes Thal dazwischen und die Kraft der Pferde schwand so sehr, daß kein Peitschenschlag mehr fruchtete. Die Bestien gewannen mit jedem Augenblick Raum, und je näher sie ihrer Beute kamen, desto mehr strengten sie sich an, sie zu erreichen. In dieser Noth sprach der Heiduck zum Grafen: „In eini-

gen Minuten sind wir ereilt und alle zerfleischt Ein Rettungsmittel giebt es nur, — Ihr müßt Euch entschließen, mich aufzuopfern. Ich bin bereit dazu, aber überlegt nicht lange, die Zeit ist kostbar. Gebt mir nur ein Wort, ein Zeichen, daß ihr einwilligt, sonst sterb ich nicht in meiner Pflicht. Ich werfe mich den Wölfen in den Weg, ich bin verloren, aber Ihr seid gerettet. Ihr schweigt? So willigt ihr ein. Sorgt für mein Weib und meine Kinder!" Der Heiduck sprang auf die blutgierige Schaar los und es geschah, was er vorausgesagt hatte. Doch von Grausen überwältigt sah der Graf nicht, was hinter ihm vorgieng; betäubt kam er mit seiner ohnmächtigen Gattin im Arme vor die Mauern der Stadt. Dort wurde die aufs neue nachsetzende Rotte durch einige Schüsse vom Wall zur Flucht genothigt, und der Graf und seine Gemahlin waren gerettet.

Voll Dank gegen Gott und voll wehmüthiger Bewunderung ihres irdischen Erretters gelobten sie, demselben an seinen Nachgelassenen die herrliche That möglichst zu vergelten, und hielten treulich ihr Wort.

„Daran haben wir erkannt die Liebe, daß Christus sein Leben für uns gelassen hat. Und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen." 1. Joh. 3, 16.

38.

Der Weihnachtsabend.

(1831.)

(Drei Brüder gehen in der Nähe eines Waldes spatzieren. August, welcher von der lateinischen Schule zu den Feiertagen nach Hause gekommen, ist 16, Gottlieb 7, Wilhelm 5 Jahr alt.)

Wilhelm. Ich mein' einmal, die Sonne braucht heute länger, als gestern, bis sie hinunter geht.

Gottlieb. Sie sieht uns ja noch so freundlich an! Gelt, August! wie die Mutter, wenn sie Gutnacht nimmt. Und wenn's liebe Christkindlein auch erst morgen früh bei uns käme, wie beim Nachbar drüben?

Wilhelm. Ei, Gottlieb! da wartet' ich heute noch nicht. — Ach, wenn die Bäume nur länger wären, daß sie bälder hinuntergieng'. Wenn man die Lichter anzündet, nachher ist alles da!! (leise) Gottlieb, hast du noch nichts gesehen? Was wird's mir denn bringen? O nur einen — Aber es ist mir alles recht.

August. Aber, kleiner Helm, weißt du denn gewiß, ob das Christkindlein auch für dich etwas mitbringt? Bist du denn dieses Jahr auch recht fromm gewesen?

Wilhelm. (wird roth) Recht fromm? — Recht fromm schon nicht. Aber heut früh hab' ich die Mutter um Hals genommen, und da hat sie mir versprochen, sie woll's schon mit dem Christkindlein ausmachen.

Gottlieb. (legt den Arm um Wilhelms Kopf) Weißt du, wir wollen jetzt recht fromm sein, und das liebe Christkindlein weiß schon alles, und freut sich drüber, und da wird dein kleines grünes Tischlein schon voll werden.

Wilhelm. (heimlich) Gelt, alles bringt s'Christkindlein doch nicht selber? Ich hab schon gemerkt, wer den schönen goldigen Zucker macht.

August. Ei, was du für ein kluger Zwetschgenmann bist. Glaub' nur, es kommt doch Alles von Ihm, wenn's auch durch Vaters- und Mutters-Hände geht. Wilhelm! sag, wer ist denn eigentlich das Christkindlein?

Wilhelm. Die Mutter hat erzählt, das wär' der liebe Sohn Gottes und ist vom Himmel heruntergekommen und ein kleines Kindlein worden vor vielen, vielen Tagen. Und die schönen Engel haben sich arg darüber gefreut und haben um seine Wiege herum geflattert und gesungen. Und für die Menschen wär' es einmal recht gut, daß er heruntergekommen ist.

August. Und was weißt denn du schon vom Christkindlein, Bruder Gottlieb?

Gottlieb. Daß Er ein Hirte worden ist und die Menschen seine Schafe; wenn sie auf ihn hören mögen, und ihm folgen und ihn lieb haben. Und daß er seine Schafe hütet und weidet und tränkt, wie sie's brauchen, und alle gut führt. Und daß er besonders die Lämmer, die Kinder, so lieb hat und segnet — aber auch die Großen.

August. Freilich auch die Großen. Der liebe Sohn Gottes hat von Oben herab gesehen, daß die Menschen alle unglücklich sind, weil sie die Gebote des himmlischen Vaters nicht gehalten haben.

Gottlieb. Drum hab ich auch im vorigen Jahr den Arm gebrochen, weil ich unserm Vater nicht gefolgt habe. Er hat gesagt: Du sollst nicht auf den Zaun steigen.

Wilhelm. Hast aber doch noch was zum Christkindlein bekommen, gelt ja? — O, o, die Sonne! Jetzt schaut sie durch die Bäume, wie wir durch die Finger schauen!

August. Ja, liebe Brüder! Die Menschen sind mit der Zeit eben gar zu bös geworden. Da meint man nun, der Sohn Gottes hätte die Menschen hassen und verderben mögen, weil sie seinen himmlischen Vater so sehr beleidigt haben. Aber nein! Dagegen hat er ein herzliches Erbarmen gegen die bösen Menschen empfunden, weil sie durch ihre Sünden so unglücklich gewesen sind, und hat sich's vorgenommen: ich will ihnen schon helfen.

Gottlieb. Und, August, der himmlische Vater war's doch auch zufrieden?

August. Er mußte wohl über die Menschen sehr unwillig sein; aber er hatte doch noch ein Herz voll Liebe, und das brach ihm über dem großen Jammer der Menschen, und da sprach er zu seinem Sohne! Geh nur!

Gottlieb. Geh nur, in Gottes Namen, und hilf ihnen.

August. Und der große Sohn Gottes gieng von seinem herrlichen Throne und wurde zuerst ein kleines Kind, und dann ein sehr frommer Knabe, der Niemanden Leid that, und dann ein Mann voll Weisheit, Güte und Segen, und endlich starb er an ein Kreuz genagelt für die Menschen. Das hat alles nicht anders seyn können, wenn den Menschen sollte geholfen werden, und das werdet ihr schon einmal alles verstehen lernen.

Gottlieb. Gelt, August! der Herr Jesus ist für die Sünden der Menschen gestorben, daß sie ihnen vergeben werden können? Drum hat er gesagt: Ein guter Hirte lässet sein Leben für die Schafe.

August. Ganz recht, Gottlieb! Und wer nun an ihn glaubt, und ihn liebt, und seiner sanften Stimme gehorcht, der ist ein wohlversorgtes Schäflein seiner Weide, wie du gesagt hast, dem geht's schon auf Erden sehr gut, und

wenn er stirbt, geht's ihm noch tausendmal besser, denn er lebt dann bei seinem lieben Heiland im schönen Himmel.

Gottlieb. O das ist der große, helle, blühende Garten Gottes über den Sternen! (Er faßt Augusts Hand) August! da wenn wir einmal hinausdürfen, ach da!

Wilhelm. Ja der ist noch viel schöner, sagt die Mutter, als der Schloßgarten. — Ich möcht' doch lieber noch ein wenig im Schloßgarten herumlaufen.

August. Merkt nun, ihr herzlieben Brüderlein! Jetzt wird's eben 1831 Jahre, daß Gottes Sohn in diese Welt geboren worden ist, und daß die strahlenden Engel Gottes darüber so entzückt waren und gejubelt haben; und weil das so eine Glückszeit für die kleinen und großen Menschen ist, darum sind unsre Eltern jetzt so froh, und weil sie so froh sind, geben sie auch ihren Kindern so schöne und gute Sachen. —

Wilhelm. Und darum sind wir auch so froh! O, o! Jetzt ist sie hinunter! Jetzt ist sie hinunter!

August. Aber die frommen Eltern wollen uns mit den Geschenken erinnern, daß in der heiligen Weihnacht das Schönste und Beste in die Welt gekommen ist, und wir müssen uns also am meisten freuen, daß der Herr Jesus in die Welt gekommen ist.

Wilhelm. Aber wir dürfen doch auch über die schönen, guten Sachen?

August. Ja, kleiner Helm! Aber du sollst dabei an den Herrn Jesus denken, und zu ihm beten, daß er dich sein frommes Lämmlein sein lasse.

Gottlieb. Und daß er uns einmal zu den goldnen Blumen im Himmelsgarten führe.

August. Sehet ihr da droben? Da schimmert nun schon ein Sternlein, das heißt der Abendstern. Und Morgens kann man es auch oft am Himmel sehen, und da heißt's der Morgenstern. Und der Herr Jesus heißt auch der Morgenstern und geht im Herzen auf; und das ist die rechte Freud' und Herrlichkeit. Das werdet ihr schon alles besser verstehen, wenn ihr größer seid. Nun gehen wir heim; es wird auch gar kalt.

Wilhelm. Mir ist's ganz warm, faß nur meine Backen an. Aber wir gehen heim, gehen heim!

Gottlieb. Und warten beim Nachbar, bis die Kathrine uns holt.

Wilhelm. O du herzallerliebstes Christkindlein! Ich will ja gern an dich denken, und will dir einmal prächtig folgen, wenn ich's besser versteh'.

39.

Das Gemslein.

In der sogenannten Rauhflüh, einer Gegend im Kanton Graubündten in der Schweiz hat sich im Jahre 1731 folgende merkwürdige Begebenheit zugetragen.

Ein an einer Felswand einsam gelegenes Haus wurde in einer Winternacht mit einem Berge von Schnee überschüttet. Als die Bewohner desselben, ein Holzhauer nebst Frau und vier Kindern, am Morgen erwachten, merkten sie mit Schrecken dieses Mißgeschick. Sie konnten mit vereinter Kraft die Thüre, die sich nach außen öffnete, nicht aufstoßen, auch sonst keinen Ausweg aus ihrem Schneegrabe sich bahnen. Dicke Finsterniß war im ganzen Hause, die sie nur durch ein Oellämpchen zu erhellen vermochten. Die armen Leute befanden sich in großer Noth. All ihr Vorrath bestand in etwas Käse, Brod und Rüben; denn ihre meisten Nahrungsmittel hatten sie in einem von der Wohnung getrennten Felskeller liegen. In dreien Tagen war alles verzehrt, und noch keine Hilfe da; denn der Vater hatte umsonst mit einer Stange durch den Schornstein sich eine Oeffnung zu machen gesucht,

und die Leute in dem nächsten Dorfe hatten sich auch nicht nach ihnen umsehen können, da sie selber ganz eingeschneit waren. Da weinten und klagten die Kindlein, als sich nun der Hunger einstellte; doch suchten die Eltern sie zu trösten und ermunterten sie zum Gebet, daß der liebe Vater im Himmel sie erretten möge.

Aber der Herr that, als hörete er nicht, so sehr alle weinten und flehten. Es verging der vierte, der fünfte und sechste Tag ihrer Gefangenschaft, wie ihnen die hölzerne Uhr an der Wand wies, ohne daß sich die Erlösung zeigen wollte. Der Hunger wüthete in allen, denn sie hatten schon drei Tage nichts als Schneewasser genossen, die Kinder fingen an zu schwellen, und die Eltern waren todesmatt. Da sie nun enge beisammen saßen und schluchzten und doch immer noch beteten zu dem barmherzigen Gott und Heiland und ein Fünklein von Hoffnung nicht verlöschen wollte, sprach plötzlich das älteste Kind, ein Knabe von 13 Jahren: „Liebe Eltern! ich habe einen Gedanken von Gott. Ihr sollt mich schlachten und von meinem Fleische leben, bis Hilfe kommt; denn es ist besser, daß ich allein sterbe, als daß wir alle zusammen verhungern müssen.“ Und das sagte der Knabe mit großer Freudigkeit. Bei dieser Rede befiel die Eltern ein Schauer und sie sprachen lange nichts. Die Mutter drückte den Knaben in ihre Arme

und ließ ihre Thränen über sein Angesicht fallen; da sie aber wieder zur Rede kommen konnte, wollte sie durchaus in dieses schreckliche Hilfsmittel nicht willigen. Der Vater aber seufzte und sprach endlich: „Ich glaube schier, daß das Kind nicht von ihm selber redet. Lasset uns unsern Gott im Himmel noch einmal anrufen, und dann schlafen gehen. Bis wir aufstehen, mag ja Hilfe kommen; wo aber nicht, so weiß ich selber keinen bessern Rath, als daß eines für die andern sterbe."

Die Mutter verhüllte ihr Angesicht und warf sich auf die Kniee, um zu beten, daß dieser Kelch vorübergehen möge durch die Hand des Herrn. Vater und Kinder folgten ihr, und es ging aus der Tiefe des geängsteten und zerschlagenen Herzens. Darauf legten sich alle, konnten aber, besonders die Eltern, wenig schlafen.

Als der Vater gegen den Morgen des siebenten Tages wieder aufgestanden war, bot er noch alle seine Kräfte auf, um in's Freie zu gelangen. Er stieg noch einmal in den Schornstein, und arbeitete den Schnee herunter, so weit er nur reichen konnte, aber es zeigte sich keine Oeffnung; alles war umsonst. Da ging er mit düstrem Herzen in die Stube zurück, und nahm das Holzbeil in die Hand, konnte es aber kaum vor Zittern halten. Der Knabe aber sprach: Seid getrost, liebe Eltern! heute däucht es mich noch leichter zu sterben als

gestern, und ihr dürft versichert sein, daß ihr keine Sünde thut, sondern daß es Gottes Wille ist.“ Und damit gab er ihnen die Hand zum Abschied, zog sein Röcklein aus, damit es nicht vom Blut verdorben würde, kniete nieder und legte seinen Kopf auf den Block. Der Vater seufzte tief auf und hob langsam das Beil in die Höhe, — die Mutter rang die Hände und schrie mit den jüngern Kindern laut — — in diesem Augenblick hörte man in der Küche einen Fall, als ob der ganze Rauchfang herabstürzte.

Die Eltern und jüngern Kinder eilten zitternd nach der Küche, und beim Eintreten begrüßte sie gleich das holde Tageslicht wieder, das durch den offnen Schornstein herabfiel. Auf dem Heerd aber winselte ein Gemslein, das die beiden Hinterfüße gebrochen hatte. Es war — wer hatte es doch den Weg geführt? — es war über den Schneeberg hingelaufen und gerade über den Schornstein gekommen; die Schneedecke war daselbst durch die Bemühungen des Vaters mit der Stange dünne geworden und mit dem Thiere durchgebrochen.

Da war nun die Hilfe; da hatte der Herr verzogen, aber nicht vergessen; da schaute mit dem lieben Himmelslicht auch ein mildes barmherziges Gottesauge in die Küche herab. Das Danken, Preisen, Freudeweinen der Verschütteten könnet ihr euch denken, liebe Leser! Das Gemslein wurde

sogleich durch einen geschickten Schlag des Vaters mit dem Beile von all' seinen Schmerzen befreit, geschlachtet und zugerichtet, indem die Mutter nun auch wieder Feuer anbrennen konnte, da der Rauch seinen alten Ausgang hatte. Sein Fleisch reichte einige Tage aus und just so lange, bis die Bewohner des nahen Dorfes sich nach unsern lieben Holzhauersleuten umsehen und sie aus ihrer Gruft hervorziehen konnten.

Eins aber muß ich noch berichten. Als die fröhlichen Eltern aus der Küche in die Stube zurückkehrten, in der ihr frommer heldenmüthiger Knabe zurückgeblieben, da war er auf seinem Blocke friedlich eingeschlafen, und als man ihn erweckte und sagte, was geschehen sei, sprach er: „Ei wie hat doch Gott das Gemslein geschickt, mich zu erlösen von dieser Opferung, und Gleiches gethan, wie dem lieben Isaak mit dem Widder, obschon ich nicht so fromm bin vor ihm, wie jener Isaak."

40.

Des Jahres letzter Abend.

(1831.)

Siegmund geht im Sternenschimmer vom Pfarrdorf nach seinem einsamen Hofe. Unterwegs hält er folgendes Selbstgespräch:

„So wär' er denn christlich beschlossen, der letzte Tag des scheidenden Jahres, und die Sternlein leuchten heller, mein' ich, weil sie über unserm Beten und Singen aufgegangen sind.

Ein besonderer Gottesdienst am Sylvesterabend! Die hundert Lichter weben ihren Schein durcheinander; die Leute dazwischen nehmen sich alle wie Heilige aus; der Orgelton wallt so geisterhaft an den hohen Mauern hin; und der Pfarrer schaut und redet herunter wie aus einer andern Welt. Es ist schier, wie wenn Engel den Leichnam Mose begraben. Doch sind wir keine Engel noch, ob wir's so oder so betrachten.

Wir hausen alle noch in irdischen Gründen. Altes Jahr! Wie viel Kampf und Jammer hast auch du angeschaut mit deinen 365 Augen! Hast mit dem einen heiter gelächelt, daß wir unsrer Noth vergessen, mit dem andern gethränt, daß

wir dein Mitleid spüren sollten. Freilich, Einer vor dem Andern. Aber manche haben über Berge hinüber gemußt, daß ihnen die Kniee gebrochen, manche durch Dorngebüsch, daß die Fetzen hängen geblieben sind. Und ein Jeglicher hat sein Kreuz getragen. Was thut's aber? Es ist getragen.

Und, o mein Gott und Herr! Deiner und deiner Barmherzigkeit dürfen wir auch nicht vergessen. Es ist alles treulich wahr, was der Pfarrer gepredigt hat: Frische Lüfte durch die Fluren und die goldne Gesundheit den Allermeisten, — Fried im Land, daß wir sicher schliefen und uns Niemand schreckte, — ein Gott, der die Hungrigen speist, der die Fremdlinge und Waisen behütet und erhält die Wittwen, — ein Gott, der beide, die Großen und Kleinen gemacht hat, und sorget für Alle gleich, — ein treuer Heiland, der den ganzen Tag die Arme ausstreckt, sie Alle an sein Herz zu zieh'n, und in's ewige Leben zu bringen.

Es ist alles treulich wahr, was der Pfarrer gepredigt hat; — daß wir's nicht so verdient haben; daß wir's gar anders verdient hätten; daß der heilige Himmelsvater viel Leid und wenig Freud' an uns gesehen; daß unsrer Sünden mehr sind, denn Haar' auf unserm Haupte; daß unsre Schuld hoch gestiegen ist, wie Adler fliegen. Und doch eine solche Lieb und Treue! Doch so reiche Gaben einer milden Vaterhand! Doch der Gnadenruf un-

verschollen: Lasset euch versöhnen mit Gott, so soll euch alles vergessen sein! — Mein Herz windet sich in mir vor Wehmuth und heiliger Lust. Wo ist ein solcher Gott, wie du bist, der die Sünde vergiebt und die Missethat erlässet? Wer kann die großen Thaten des Herrn ausreden und alle seine löblichen Werke preisen? Kommt herzu, lasset uns dem Herrn frohlocken, und jauchzen dem Hort unsres Heils. Lasset uns mit Danken vor sein Angesicht kommen, und mit Psalmen ihm jauchzen. Denn der Herr ist ein großer Gott, und ein großer König über alle Götter. Und seine Güte ist's, daß wir nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu und seine Treue ist groß. —

Altes Jahr! So müssen wir wohl im Frieden von dir scheiden. Es gehet da fast, wie wenn ein Knecht in einen neuen Dienst tritt. Er hat manchen sauern Tritt im alten Haus gethan, und manches Gute drin hat er schlecht gewürdigt. Zuletzt am Wanderziel verständigt man sich noch, langt sich die Hand hin und geht mit Greinen auseinander. Und der Knecht nimmt sich vor, im neuen Haus woll' er aber recht ordentlich sein. Gott helf uns Allen dazu!

Es ist alles treulich wahr, was der Pfarrer gepredigt hat. Liebe Seelen! meint ihr nicht, daß es Zeit wäre, die Sünden zu bereuen und dem

barmherzigen Erlöser mit ganzem Herzen zuzufallen? Wir sind Fremdlinge und Gäste vor dir, o Gott, wie unsre Väter alle; unser Leben auf Erden ist wie ein Schatten, und ist kein Aufhalten. Kein Aufhalten — immer, immer vorwärts, immer der Grube zu! Und wie weit noch bis zu der Grube? Mancher sieht sie schon offen und kann mit der Hand hineinlangen; manchem ist sie mit grünem Gras und jungen Rosen überdeckt. Er wird erschrecken, wenn plötzlich der Boden unter ihm bricht.

(Er steht am Gottesacker vor dem Dorfe.)

Stille Wohnung der Todten! Wenn ich dich so betracht im zittrigen Sternenlicht — es ist ein heimlich Regen und Schaffen in dir; es däucht mir, als ob die Todesengel schon Raum macheten für's künftige Jahr, und einen größern als man sonst bedarf. Von Morgen her ist der Strom des Lebens über die Länder ausgebrochen; — von Morgen, schreiben sie, fährt jetzt ein Strom des Todes daher. Und er hat nimmer weit, schreiben sie, bis zu unsern Thalen.

Stilles Leichenfeld! Soviel ist gewiß, es wird sich auch ohne die Seuche gar mancher in deine Furchen legen, bis wieder eine Sylvesternacht dämmert. Der Tod hat's auch heuer da mit 25 Siegeln versiegelt, daß wir Staub sind und wieder zu Staub werden müssen; und er hat große und kleine Siegel genommen, um die Großen und Klei-

nen zu erinnern. In allen steht die Umschrift deutlich zu lesen: Mensch, du mußt sterben! In manchen ist ein Kreuz darin und ein Anker und eine aufgehende Sonne; in andern ist ein brennender Baum und Engelthränen fallen darauf herunter, aber sie löschen nicht. Aber sterbliche Augen unterscheiden nicht ganz sicher. Denk jeder an sich.

O Herr, mein Gott! Es ist Nacht ringsum; aber deine Augen sind heller als die Sonne, auch in der Nacht. Herr, Herr! du siehest, wie ich vor dir gebrochen bin. Mein Herz ist nicht hoffärtig, und meine Augen sind nicht stolz; ich geb mich dir schuldig, ich bin ein armer Sünder. Nun, Herr, du barmherziger Gott! laß mich Gnade finden vor deinen Augen; laß mich rein sein im Blute des Lammes; laß mich entsündigt, leicht und frei in die neue Zeit hinübertreten. Und da bin ich, da ruf ich, da nimm mich ganz. Gott des Friedens, heilige mich durch und durch, daß mein Geist ganz, sammt Seele und Leib, unsträflich behalten werde auf die Zukunft unsers Herrn Jesu Christi.

O wie wird mir so wohl, so still im innersten Lebenspunkt. Abba, Vater! Ja, ja, ich bin dein Kind durch Jesum Christum. Amen.

Altes Jahr, schwind immer hin! — bleibt doch der alte Bundesgott. (Es schlägt im Dorfe 7 Uhr) Fünf Stündlein noch, und es ist vorbei auf immer, und von der Stadt durch die Nacht

herüber zittert der Hörnerklang, und meldet das neue an. Fahr wohl, du altes Jahr, reich an Müh' und Schmerzen, reicher an Gottessegen, fahr wohl! Und du neues Jahr, komm heran! Wie bang auch die Hörner klingen, ich fürcht' dich nicht. Blitz' dein Auge, weh' die Pest, stürm' der Krieg, stürz' alles drunter und drüber — der Herr ist König ewiglich, dein Gott, Zion, für und für. Halleluja!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Redenbacher, Wilhelm

Christliches Allerlei Gespräche, Selbstgespräche, Betrachtungen, Erzä
hlungen u. Geschichten, Sprichwörter u. Lieder

Bd.: 1

Nürnberg 1844

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.1007-c#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723673-6